



Wöchentlich Eine Nummer.  
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 46.

Alle 14 Tage Ein Heft.  
Preis 35 Pfennig pro Heft.

## Lösliche Bande.

Roman

von

**B. A b a.**

(Schluß.)



### Dreizehntes Kapitel.

Ganz Alltägliches.

seit Graf Feri aus Kereztfalva weggereist war, fand Fritzi keine Ruhe mehr. Es schien ihr, daß sie auch dieser wegwerfender behandelt habe als sonst, und sie ließ sich's nicht nehmen, daß Kerezt selbst ihrer überdrüssig geworden. Lange schon war es her, daß Jofka nicht mehr regelmäßig bei ihr frühstückte, selten aß er mit ihr zu Mittag und Abends ließ er sich gar nicht mehr sehen. Als er sie nach Kereztfalva gebracht, da standen die Dinge anders. Da war sie sein Engel, seine Fatime, wie er sie nannte. Nun hörte sie kaum den Namen Fritzi mehr von seinen Lippen; damals sperrete er sie ein und sie war stolz darauf, jetzt sperrete sie sich Abends ab, aus Furcht vor den Walachen; damals sprach sie von der bevorstehenden Vermählung, an die sie ernsthaft glaubte, und Jofka hatte ihr nie die Aussicht benommen, jetzt sah sie ihn kaum, und wenn sie ihn sah, sprach er von dem tauben Hofrätcher, der heirathen wolle; damals brachte er ihr schöne Sachen von den Jahrmärkten, jetzt mußte sie die alten Kleider tragen, die sie schon abgelegt hatte, da Jofka weder mehr die Stadt noch Märkte besuchte, sondern bloß Jäger war. Auch die Küche hatte nachgelassen; damals —

Gar kein Vergleich war mehr möglich; wie einen

Papagei hielt er sie im Käfig — sagte sie oft empört zu sich, und ihr Stubenmädchen, das ihr Gefängniß theilte, heßte sie noch mehr; auch sie war verurtheilt, wie eine Nonne zu leben, und hatte den Dienst schon dreimal gekündigt — aber Fritzi hatte sie unter Thränen bewogen, zu bleiben.

Louise, so hieß die Stubenkake, kündigte ihr eben wieder. Sie kenne diese Geschichten, sagte sie ihrer Frau, und für nichts und wieder nichts lasse sie sich nicht einsperren. Fünf Vierteljahre Gefängniß sei genug, sie sehne sich nach Freiheit. Diese Herren, sagte sie, seien Canaillen und sie habe genug und ginge lieber betteln.

Auf Fritzi machte diese Art der Absage großen Eindruck, sie nahm sich vor, das letzte ernste Wort mit Jofka zu reden und die Sache zum Bruche zu führen, möge daraus werden, was da wolle. Nach diesem energischen Entschlusse gab sich ihr kleines Gehirn zufrieden, und nachdem sie Louisen den Abschied genehmigt hatte, wartete sie auf Gelegenheit, um mit Jofka in's Reine zu kommen oder endgültig abzurechnen.

Sie bot sich lange nicht. Jofka ließ sich nicht sehen. In seinem Kopfe warf er immer Fritzi's Heirath mit dem Udvor Biró herum, dem er sogar den Vorschlag gemacht hatte, sich zu verehelichen, da er für ihn eine Braut wisse. Aber der taube Mann war überaus mißtrauisch und schöpfte, schlau, wie er war, den richtigen Verdacht. Grinsend hatte er geantwortet, daß er faule Birnen nicht esse, und Jofka, nahezu beleidigt, fühlte mehr als je, daß er



die Bürde auf dem Halse behalte. Es kam ihm gewissermaßen gelegen, als Frixi ihn zu sich bitten ließ. Sie leitete das Gespräch damit ein, daß Louise ihr gekündigt habe. Es sei dieß das dreizehnte Mädchen, das ihren Dienst aufgebe; mit Ausnahme von vieren, die sie verlassen hätten, nachdem sie sie bestohlen, seien alle weggegangen, weil sie dieses Leben nicht ertrugen; auch Louise trete nur aus, weil sie dieses Einsiedlerleben nicht weiterführen wolle, und ihr selbst ginge es nicht besser, auch sie habe es satt, wie ein Skatadu gehalten und gefüttert zu werden, noch dazu schlecht!

Joska hatte sie ruhig angehört. Sie saß auf ihrem geblümten Sopha, den rechten Fuß untergeschlagen, und hatte während der langen Rede ihr Schnupftuch vorbereitend herausgezogen.

Joska stand vor ihr, die hohen Achseln noch höher hinaufgezogen, den Kopf noch mehr zwischen die Schultern gesenkt — er sah aus wie ein Marabout; sein Mund verzog sich zum Lachen, aber seine Augen blieben ernst, stechend und seine Hände staken in den Hosentaschen.

„Willst Du thun wie Louise?“ fragte er skeptisch. Ein Strom von Thränen folgte.

„Da hört Alles auf,“ sagte Joska, „mit Dir läßt sich nichts Vernünftiges reden. Nichts in dieser Welt währt ewig und jedes Verhältniß ist Sache des Uebereinkommens; konvenirt es Dir besser, anderswo zu leben, so sage es, ich werde thun, was ich kann — ich halte nicht Louisen, nicht Dich.“

Nun war der Bruch fertig. Die ersten Tage weinte Frixi fast unausgesetzt, aber Louise verstand es, sie zu beruhigen, und nach und nach gewöhnte sie sich an den Gedanken, Joska aufzugeben, ja, sie begann sich zu freuen, daß ihre Gefangenschaft endlich aufhören würde. Louise wurde Unterhändlerin, und geschickt, wie Frauen aller Klassen sind, erwirkte sie fünftausend Gulden Abfertigung, die auch mit Mendel's Beistand baar ausbezahlt wurden.

Ein förmlicher Abschied kam nicht zu Stande, obwohl ihn Frixi geplant hatte — Joska war abwesend — Frixi reiste fort und etliche Tage darauf verließ auch Herr von Kereszti sein Gut, um eine Besitzung in Ungarn anzusehen, die ihm zum Kaufe angetragen worden war.

Der Wagen, in dem Frixi abreiste, war nicht allzu bequem. Ein Leiterwagen, ganz hübsch gemacht und lackirt, aber doch endlich ein Leiterwagen, gedeckt mit einem runden Leinwandbache, das allerdings gute Wehr gegen Wind und Regen bot, dafür aber die Aussicht absperrte. Es blieb nichts übrig, als diesen Wagen zu wählen, da Koffer und Schachteln aller Art untergebracht werden mußten. Frixi mit Louisen saß auf dem Hintersitze, auf dem vordern der Kutscher und neben ihm stand der Käftig mit den Vögeln. Jeder andere Raum war mit Reisejacken, Lederkoffern und Pappschachteln ausgefüllt.

Frixi fand die Bemerkung Louisen's sehr gegründet, die meinte, daß man ihnen zwei Wagen hätte mitgeben sollen, und da sie thatsächlich wenig Platz hatte, so blieb sie geraume Zeit in entrüsteter Stimmung.

Im ersten Nachtquartier zu Klausenburg wurde

sie etwas milder, und als sie von da mit dem Stellwagen weiterfahren mußte, beschlich sie, wo nicht Neue, doch entschiedener Kleinmuth.

Die viertägige Reise nach Pest gab ihr noch mehr Zeit zum Nachdenken. Glende Gasthäuser, in denen man die beiden Frauen ziemlich despektirlich behandelte, rohe Kutscher, die thaten, als seien sie die Herren, schlechte Pferde, die nicht vom Flecke kamen, der federlose Wagen, welcher die Reisenden hin und her rüttelte — kurz, sie war mit sich im Reinen, als sie in Pest anlangte, daß sie eigentlich eine große Dummheit begangen habe, als sie ihr Asyl verließ, in welchem ihr nichts fehlte als die Freiheit, während sie jetzt die Freiheit hatte, aber sonst nichts. Dazu war sie des Gassenlärmes entwöhnt, konnte die erste Nacht kein Auge schließen, da sich der Pöbel schreiend durch die Gassen wälzte und das Gejohle kein Ende hatte.

Der nächstfolgende Tag blieb ihr stets im Gedächtnisse. Ihre Glieder waren zer schlagen, sie fühlte sich wie gerädert; die Frage, was denn eigentlich zu thun sei, brachte ihr Beklemmungen, und ihr Mädchen, eine geborene Pesterin, hatte sich ausgebeten, ihre Verwandten besuchen zu dürfen. Ohne Frage hatte Frixi Fieber; sie legte sich auch zu Bette — aber dort wurde ihr erst recht schlecht. Eine wahre Angst ergriff sie; ihr Gehirn hatte keinen Platz für die sich jagenden Gedanken, dazu war der Spektakel fast noch größer als während der verfloffenen Nacht. Sie stand am nächsten Morgen wieder auf, ging aus, aber sie bekam Furcht vor den wilden Menschen, die die Straßen bevölkerten, und kehrte in's Gasthaus zurück, vollständig erschöpft. So verfloß auch dieser Tag. Es war acht Uhr geworden, Louise aber noch nicht daheim. Nun dachte sie bald an Keresztsalva, bald an Louisen. Es verging Stunde um Stunde, Louise erschien immer noch nicht. Sie läutete; das Stubenmädchen des Hotels kam, und um Louisen gefragt, erzählte es, daß diese ihre Sachen habe forttragen lassen. Die Angst wuchs; es folgte eine schlaflose Nacht und Tags darauf mußte sie nach dem Arzt schicken, der ihr Medicinen gab und befahl, im Bette zu bleiben.

Vier Tage verfloßen auf diese Weise, Louise hatte sich nicht bliden lassen.

Als Frixi wieder aufstand — ihre gesunde Natur hatte gesiegt — entschloß sie sich, abzureisen, vorerst nach Wien.

Sie wollte den Doktor bezahlen, aber vergebens suchte sie ihre Handtasche, sie war verschwunden.

Lange dauerte es, bis sie den Gedanken fassen konnte, daß Louise die Tasche mit sich genommen habe; für ein Muster von Treue hatte Frixi das Mädchen gehalten, und nun diese entseckliche Wendung!

Zum Glück hatte sie nur etliche hundert Gulden in diese Tasche gesteckt, während sie die größere Summe in einem Beutelchen um den Hals trug; das Geld wollte sie verschmerzen, aber daß dieses liebe, attachirte Wesen an ihr so handeln konnte, das brach ihr das Herz.

Schon war sie entschlossen, an Joska zu schreiben, ihn zu bitten, er solle sie wieder aufnehmen! Die zärtlichsten, demüthigendsten Worte hatte sie sich aus-



gedacht, Papier und Feder bringen lassen — aber als sie anfing zu schreiben, fand sie keinen Satz, kaum die Worte, um ihre Gedanken auszubringen. Ihre Absicht scheiterte vollständig an der Ungewohntheit, die Feder zu führen, und nachdem sie fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen sich nicht hatte entschließen können, gab sie die Absicht vollständig auf.

Sie reiste nach Wien, nachdem sie ihre Böggele verschenkt hatte. Dort angelangt, fehlte einer der Koffer. Die Eisenbahnverwaltung vertröstete sie damit, daß er wahrscheinlich verschickt sei; man sei einem Koffer auf der Spur, der nach Prag ging und dorthin nicht gehörte. Man versprach ihr baldige Auskunft.

Zehn Tage vergingen mit Warten. Wien war arg demoralisirt worden und das Volksheldenthum mißachtete die höhere Demimonde gleich den Aristokraten und Fiakern — dort war keines Bleibens.

Am elften Tage zahlte man Frixi zweiundzwanzig Gulden als Versicherungsbeitrag für den nicht zu findenden Koffer, der Wäsche enthielt und wenigstens das Zehnfache werth war. Der Oberkellner des Hotels erklärte ihr, daß dagegen nichts zu machen sei; sie weinte wie gewöhnlich und fuhr nach Baden-Baden. Dort athmete sie auf und fand, obgleich es ziemlich leer war, einen Freund, der sie aufheiterte. Aber auch mit ihm hatte sie Unglück; er verschwand nach zwei Monaten und hinterließ ihr Wechselschulden für mehrere hundert Gulden, die sie natürlich nicht zahlte, die ihr aber bittere Stunden bei Gericht eintrugen.

Ihr Geld war gewaltig zusammengeschmolzen. Sie beschloß, in Erinnerung an alte Zeiten, das Glück am Roulettetische zu versuchen. Es ging nicht so übel; sie gewann. Mehrere Wochen lang hatte sie Glück, und eines Abends sah sie im besten Staate, den sie hatte, am grünen Tische, als sich das Glück wandte und sie ihre ganze mitgebrachte Baarschaft verlor.

So wie sie einst gethan, ganz unwillkürlich, drehte sie sich um und sagte dem Herrn, der hinter ihr stand: „Leihen Sie mir zwei Louis.“ Der Herr, der hinter ihr gestanden war, legte ihr zwei Napoleonsd'or hin. Sie setzte dieselben auf rouge; noir gewann; Frixi war wieder blank.

Hinter ihr lachte man.

Sie drehte sich um und sah sich erst jetzt den Herrn an, der ihr so bereitwillig das Geld zur Verfügung gestellt hatte.

Es war Graf Feri.

Er bot ihr den Arm und führte sie hinaus aus dem Saale.

Bald hatte sie ihre Geschichte erzählt, die Feri großen Spaß machte. Er begleitete sie in ihre Wohnung und blieb lange bei ihr.

Von nun an spielte Frixi nie mehr selbstständig, sondern pointirte nur auf Feri's Säße, der die Bank zweimal sprengte und sie dann nach Homburg mitnahm, wo Beide wieder gewannen und endlich zusammen nach Paris abreisten. Dort nahm ihr Graf Feri eine hübsche Wohnung, reiste jedoch im Frühjahr des folgenden Jahres ab und überließ sie ihrem Geschicke.

#### Vierzehntes Kapitel.

#### Chi dura vince.

Herr von Kerezzi athmete frei auf, als Frixi das Haus verlassen hatte. Es kam ihm vor, als sei er neu geboren. Nie, sagte er zu sich, soll man solche Verhältnisse knüpfen, und die Ungeglichkeit, ein derartiges Geschöpf zu sich in's Haus zu nehmen, sei schon gar zu groß, er habe sie ehrlich gebüßt; wenn er daran denke, daß er einige Male schon im Begriffe gewesen sei, Frixi zu heirathen, bloß weil ihm der Weinerliche Ton ihrer Rede unerträglich geworden war, so stieg ihm das Blut in den Kopf und er bekam Schwindel — gar nicht mehr denken wolte er an sie und, die Hände reibend, gestand er sich, daß er wohlfeilen Kaufes durchgekommen.

Einige Tage jagte er, dann beschäftigten ihn die Papiere, welche den Kauf eines ungarischen Gutes betrafen, endlich reiste er dahin ab. Aber die Wirren waren gekommen, der Werth der Güter war plötzlich unmeßbar geworden, und wie unsicher auch das baare Geld, zumal das Papiergeld geworden war, so konnte er sich doch zum Kauf einer Realität, die morgen vielleicht schon verwüftet, noch weniger entschließen.

Nach zwei recht unangenehmen Wochen kehrte er zurück. Auch daheim wurden, wie bekannt, die Dinge unheimlich, und ihm schien das Einsiedlerleben unbehaglich, ja nicht ohne Bedenken.

Aber er hielt aus, man ließ den Sonderling aus dem Spiele und begnügte sich mit Geld und Vorspannsleistung. Der taube Hofrichter bot aber zu wenig Ressourcen und die Jagd hatte aus vielen Gründen ihr Ende.

Er schickte zu Szentas um Bücher, da er selbst keine hatte. Auch dort besaß man nicht viele, sendete sie jedoch. Kerezzi hatte sie meist schon gelesen; er las sie nochmals: Kisfaludy und Detvös und die letzten Hefte einer deutschen Modezeitung, in welcher Novellen und Tagesneuigkeiten standen. Bei alledem begann Herr von Kerezzi sich zu langweilen; einmal überraschte er sich bei der Thatsache, daß er in Frixi's Haus zum Essen gehen wollte. Die Haushälterin war ihm erstaunt nachgegangen und hatte ihn von der Thür aus angerufen, daß dort nicht gedeckt sei.

Nun ärgerte er sich doppelt, mußte sich aber eingestehen, daß er sich allein fühle. Er dachte an Frixi und sie erschien ihm in anderem, in besserem Lichte als früher. Er hatte ein Daguerreotyp von ihr, das wohl schon tüchtig verblaßt und auch sonst unvollkommen aufgenommen war, er suchte es aber doch hervor, besah es mit der Lupe und fand, daß Frixi eigentlich eine sehr hübsche Person gewesen sei, die bei all' ihrem Klagen denn doch das Haus beliebt habe.

Gewaltfam mußte er sich der Gedankenreihe entschlagen, die jetzt folgte.

Eben war wieder ein Trupp walachischer Landsturms vorübergezogen — ein wilder, zuchtloser Haufe. Die Nachrichten mehrten sich von Unbilden, die Gutsbesitzern angethan, von Mißthaten, die an ihnen verübt worden waren. Die Nachbarn hatten sich schon geflüchtet und Einer oder der Andere ihm gerathen,



sich aus dem Staube zu machen. Aber er wollte nicht feig scheinen, er lud alle seine Gewehre und stellte an jedes Fenster eines. Indeß trat ihm die Idee, abzureisen, doch täglich näher, und als der Bote, den er zu Szentas um Fortsetzung der Modezeitung geschickt hatte, zwar zwei Blätter brachte, aber zugleich die Botschaft, daß Szentas übermorgen nach Klausenburg zögen, so meinte er bei sich, daß ihm wohl auch nichts übrig bleiben würde, als ein Gleiches zu thun.

Jedoch wollte er sich vorerst noch mit einem Nachbar besprechen, von dem er sicher glaubte, daß er aushalten würde, wenn ja Einer in der Gegend. Kereszti ließ daher satteln, ritt zum alten Goba Peter, der Gutbesitzer und Prokurator zugleich war und fast nur die Prozesse der walachischen Unterthanen gegen ihre Herren geführt hatte, daher bei den Walachen in gutem Ansehen stand.

Aber der Mann hatte sich auch schon geflüchtet, nachdem ihn seine früheren Klienten nahezu ausgeplündert.

Jetzt wurde ihm bedenklich zu Muthe und er trat den weiten Rückweg an.

Als er etwa noch eine Stunde von seinem Hause entfernt war, kam er in's Abenddunkel hinein; er mußte im Schritt reiten. Plötzlich donnerte ihm aus ziemlicher Entfernung ein „Halt! wer da?“ „Cine jeste?“ „Wer ist es?“ entgegen. Jotka hielt sein Pferd an. Bald war er von Puskaträgern in Opintischen umringt, die ihn zu ihrem Lieutenant, ebenfalls einem Walachen, brachten.

Eine Patrouille des Hageger Landsturms war's. Kereszti kannte keinen der Helden, keiner derselben ihn.

Da Herr von Kereszti vollkommen walachisch sprach, so ging das Verhör, dem er unterzogen wurde, leicht von Statten; aber die Folgen waren doch fatal, da er absteigen mußte und in einen ziemlich entfernten Ort geführt wurde, wo der Tribun im Quartier lag. Dieser aber war nicht zu Hause, und obwohl die Ortsleute bestätigten, daß Herr von Kereszti nicht allzu weit von hier wohne, ein ruhiger Mensch und, wie der walachische Ortsrichter selbst angab, ein ungefährlicher Narr sei, der keinen Schaden thue, so mußte er doch die Nacht dort zubringen, während der Herr Lieutenant selbst zum Tribun ritt und sich hiezu das Pferd Jotka's nicht allzu artig ausbat.

Erst des andern Tages gegen acht Uhr kam der Tribun auf Jotka's Rosse angeritten und machte diesem den Vorschlag, ihm das Pferd zu verkaufen, da er es sehr gut brauchen könne. Jotka nannte den Preis und der Tribun stellte ihm einen Schuldschein über dreihundert Gulden aus, welcher nach Verlauf eines Jahres zahlbar sein sollte, übergab ihn Herrn von Kereszti und fügte bei, daß der Herr nun frei sei und hinziehen könne, wohin er wolle.

Ungläubig sah Herr von Kereszti das Dokument an, suchte die unleserliche Unterschrift zu enträthseln und hätte es dem Herrn Befehlshaber gerne vor die Füße geworfen — aber Klugheit rieth ihm, gute Miene zu machen; er erbat sich einen Passirschein, zog, als er ihn hatte, den Hut tief ab, machte sämmtlichen Herren submisse Komplimente und trollte sich zu Fuße heim.

Zu Hause packte er das Nöthigste ein, übergab dem tauben Biró die Schlüssel, erlaubte der alten Haushälterin, da sie in Thränen gebadet ihren Herrn beschwor, sie nicht von dem fürchterlichen Volke massakriren zu lassen, mitzufahren, und reiste mit Hilfe des Passirscheines, der ihm gute Dienste leistete, nach Klausenburg ab.

Kereszti war ein Gewohnheitsmensch; die erste Zeit fiel ihm das halb städtische Leben schwer, aber nach einigen Wochen fing es an, ihm zu behagen. Er hatte einen stillen Winkel im Kasino entdeckt, wo er ungestört lesen konnte; dort saß er alle Vormittage und studirte sich in die verwickeltesten Fragen hinein, die sein Vaterland bis auf den Grund aufgewühlt hatten, und Nachmittags verarbeitete er den Stoff mit Gleichgesinnten bei der türkischen Pfeife und beim schwarzen Kaffee. Abends besuchte er Szentas und bat Karoline, ihm auf dem Klaviere vorzuspielen, was sie auch gerne that; manchmal fand er auch Major Solymosy mit seiner Gattin Alka dort; die Herren hatten einen sichern Berührungspunkt: die Jagd, und ergingen sich in Projekten für die Zeit, wo man wieder dem edlen Waldwerke würde obliegen können.

Alka schien sehr zufrieden zu sein und die alte Freundschaft zu Karolinen war offenbar wieder erwacht. Solymosy meinte, Taroczi habe gar nichts Soldatisches an sich, sonst hätte er nicht so unsicher in der Welt herumtappen können, war aber froh, daß es so kam, denn er habe es dadurch sehr gut getroffen.

In diesem Kreise fand sich Kereszti behaglich. Niemand widersprach ihm, Niemand war ihm überlegen, was er sagte, wurde als Orakel hingenommen, und im Grunde war auch Alles, was er redete, grundgescheidt, praktisch und hatte dabei immer Nachklänge civilisirten Lebens und westländischer Anschauungen. Es beirrte ihn nicht, daß Karoline den Csardas öfters spielte, als gerade wünschenswerth, nicht, daß Herr von Szenta die Geschichte vom Grafen Feri und Menbel mit neuen Variationen zum zehnten Male vorbrachte und Feri den nobelsten aller lebenden Menschen nannte, der sehr reich sein müsse, um solche Stückchen aufzuführen, der aber doch wisse, sein Geld zu verwenden; „in Wohlthaten, amice!“ pflegte er zu sagen, „in Wohlthaten!“

„Ja, zu sechs Prozent,“ antwortete stets Kereszti, was Herr von Szenta aus dem Texte brachte und worauf er gewöhnlich die Antwort gab, daß es doch jammerschade sei, daß Graf Feri nie daheim bleibe und man ihn daher nie genießen könne.

Nach und nach, wie gesagt, gewöhnte sich Kereszti an dieses Leben so sehr, daß ihn der Brief seines Verwalters, worin dieser anzeigte, daß die Wirren, daher auch die Gefahren nahezu vorüber seien, er daher recht bald nach Hause kommen möge, unangenehm berührte. Kereszti schrieb ihm auch gleich zurück, daß er vorderhand — es war Juni 1849 geworden — noch nicht nach Hause kommen könne, daß der Herr Udvar Biró daher das Nöthige thun solle, um die Wirthschaft in Gang zu bringen.

Dem ersten Brief folgte ein zweiter; prinzipielle Fragen seien zu lösen — schrieb der Hofrichter —



auch habe er Einquartierung und, wie er höre, wünsche die Regierung, daß der Herr das Amt eines Stuhlrichters übernehme, er bäte daher, recht bald zurückkommen zu wollen.

Noch immer zögerte Herr von Kereszti; er saß Vormittags im Kasino, und man hätte ihn öfters laut lachen hören können, wenn er von entscheidenden Siegen der Honveds las und von vollster Niederlage der Feinde, wenn er nicht eben allzu abseits von dem eigentlichen Lesesaale gesessen wäre.

Mittags ließ er sich wohl sein bei Louis' Küche, dessen grüne, kalte Sauce ihm sehr gut mundete, und nach dem Essen nahm er sich kein Blatt vor's Maul und las seinen alten Bekannten tüchtig die Leviten. Der Muth war ihm gewachsen, der Ausgang des Konflikts ließ für ihn keinen Zweifel über und er sprach so klar und verständig, daß den Exaltirtesten nichts übrig blieb, als zu schweigen.

Bald darauf erhielt er ein Schreiben vom Kommandanten der österreichischen Truppen, welches ihn aufforderte, die Leitung des Komitats, in welchem er wohnte, zu übernehmen.

Er zeigte es allen seinen Bekannten und sprach sich dahin aus, daß ihm nichts übrig bleibe, als dem Rufe zu folgen. Niemand hatte den Muth, zu widersprechen. Als er Abends erzählte, welche Mission ihm drohe, zögerten Alle, ihre Meinung abzugeben; nur Karoline sprach sich unbedingt dafür aus. Man leistete dem Vaterlande den größten Dienst, äußerte sie sich, wenn man helfe, Ordnung zu machen, es handle sich nicht um die Art der Ordnung, bloß um Ordnung, welche immer; jede müsse als willkommen betrachtet werden; sie sei der Meinung, daß Derjenige dem Vaterlande den größten Dienst erweise, der nicht Egoist sei, sondern der Nation helfe, indem er der Ordnung diene.

Tags darauf erhielt Karoline einen Brief, worin sie Kereszti fragte, ob sie sich entschließen könnte, die Mission, die er annehmen wolle, mit ihm zu theilen; er könne ihr nicht viel, aber doch eine sorgenfreie Existenz und eine Zukunft bieten, wie sie in früheren Zeiten von Siebenbürger Frauen nicht verschmäht worden sei; was seine Person beträfe, so würde er ihr für ihren zustimmenden Entschluß stets und immerdar dankbar bleiben und sein. Er bat sie, sich die Sache zu überlegen, da er wohl ein alter Bursche sei und seine Grillen habe, aber häusliche Ordnung zu schätzen wisse, und schloß damit, daß er eine ablehnende Antwort zwar sehr bedauern würde, aber natürlich fände und diese an ihrem Verhältnisse gar nichts zu ändern im Stande wäre, weshalb er hoffe, daß ihm ihr Haus auch künftig nicht verschlossen bleiben werde.

Karoline kam der Brief wie vom Himmel gefallen. Sie ging zu ihrem Vater und bat ihn, den Brief zu lesen. Dieser that es in gewohnter gravitätischer Weise, und nachdem er die Brillen zurecht gelegt, las er; inmitten des Lesens schaute er seine Tochter bedenklich an und am Schlusse sagte er zu ihr: „Ja, diesen Antrag mußt Du annehmen.“ Dabei rückte er die Brillen abwärts, schaute über sie hinweg und lächelte so freundlich und gutmüthig,

daß Karoline nicht umhin konnte, ihm um den Hals zu fallen und ihre Zustimmung zu geben.

Der Vater übernahm es, Kereszti's Brief zu beantworten; er that es nach einer langen Einleitung in wohlgelegter Rede, formell so richtig, daß die Zeit Louis XIV. damit zufrieden gewesen wäre.

Nun kam Herr von Kereszti selbst, dem seine Zukunft wieder lebenswürdig erschien, seit er an sie denken konnte, ohne an Fizi erinnert zu werden; versprach seiner Braut, sich alle Garçongewohnheiten abzugewöhnen, und reiste ab, die Hochzeit bis dahin vertagend, wo wieder Licht in die staatlichen Angelegenheiten gebracht sein würde.

Im Herbst 1849 wurde die Hochzeit gefeiert und Herr von Kereszti führte seine Frau auf das Gut der Marosfalvy, welches er mittlerweile gepachtet hatte.

### Fünfundzwanziges Kapitel.

#### Rückkehr zum Alten.

Kaum vierundzwanzig Stunden hielt sich Taroczi in Pest auf; nur ein paar Freunde sah er; sie schilderten ihm die Lage überaus schwarz. Kopf und Herz wurden ihm gleich schwer. Noch veruchte er es, sich mit einer der leitenden Persönlichkeiten in Verbindung zu setzen, aber Niemand war zu finden, die Verwirrung hatte einen überhohen Grad erreicht.

Trostlos stellte sich ihm die allgemeine, trostlos die eigene Lage dar. Ihm bangte um das Vaterland, und was sein Geschick betraf, so fühlte er, daß nichts als Chaos herrsche. Den einzigen Anhaltspunkt für den Augenblick gewährte ihm Gzter's Brief. Er konnte zwar nur mit Jagen an die Heimat denken, an den Verlust Szabó Gyuri's, an die Wirren, welche Gzter zur Bitte zwangen, die sie gethan. Dessenungeachtet bot ihm der Gedanke an Gzter einen Ruhepunkt und mit Sehnsucht maß er die Distanz zwischen Pest und seinem Geburtsorte, es drängte ihn heim, so wie es ihn fortdrängte aus der ungarischen Hauptstadt.

Gerne hätte er Verhaltensregeln mit sich genommen, aber er hielt es nicht länger aus, mietete einen Wagen und fuhr so schnell als möglich nach Hause.

Nach drei Tagen langte er in Maros Vasarhely an, wo er den politischen Stand der Dinge in Siebenbürgen näher erklärt erhielt. Die soziale Bewegung der Massen hatte er schon während der Reise zu sehen Gelegenheit gehabt und war nicht wenig darob erschrocken.

Er eilte heim; sein erster Gang war zu Gzter. Er fand sie auf ihrem gewöhnlichen Plage. Als er eintrat, ging es wie ein Lichtschein über ihr Gesicht; als ihr aber Taroczi die Hand reichte, als ihm die Thränen in die Augen traten und die Worte fehlten — da erschloß sich auch ihr Thränenquell, sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schluchzte laut. Taroczi war tief ergriffen. Alles, was ihm widerfahren, zauberte das böse Gedächtniß vor seine Seele, und wenn er sich dießmal weniger fassen konnte als sonst, gab er sich doch auch weniger Mühe, seiner Bewegung Herr zu werden. Für ihn, der von der langen Reise noch dazu körperlich an-



gegriffen war, kam dieser Paroxysmus als wahre Erleichterung. Gzter beneidete sich bald und es brauchte nicht viele Zeit, damit sie einsah, daß der Tod ihres Vaters nicht das Moment sein konnte, welches den sichtbar überwältigenden Eindruck auf Taroczi hervorgebracht hatte. Taroczi verließ endlich Gzter und sagte ihr nur zwei Worte: „Welches Unglück!“

Sie sah ihn den Tag über nicht mehr.

Am folgenden traf er sie bei sich im Hause; sie machte Vorbereitungen in der Küche. Der Koch fehlte. Nun erzählte sie ihm kurz, wie es ihr während dieser langen, langen Zeit ergangen war. Schon Szabó Gyuri habe sein Kreuz mit den Leuten gehabt. Der Truntenbold von Koch habe eine förmliche Verschönerung unter dem Gesinde angezettelt und es habe gerichtlich eingeschritten werden müssen, um die Räubersführer aus dem Hause zu bringen. Der Koch und einer der Bereise (Wäschneghte) hatten zwei Zugochsen verkauft und saßen noch in Tömlöcz; „ganz unten,“ fügte Gzter bei; auch die Zelleren (Erbpächter) hätten sich geweigert, ihren Zins zu zahlen. Die Werber hätten den Leuten die Köpfe noch weiter verdreht und Ordnung habe kaum mehr aufrecht bestanden, als der Vater starb; alle Gutsbesitzer hätten das Gleiche zu leiden gehabt, aber der Name des Herrn von Taroczi und noch etlicher Altconservativer habe die Sache erschwert und die Ortsrichter hätten mehr Politik getrieben, als ihre Pflicht gethan, seine Güter mit mehr Vorspann und Beiträgen belegt, als die Gener, welche entschieden auf nationaler Seite standen. Eines der Wagenpferde sei auch umgestanden, zwei Reitpferde wurden requirirt; sie besitze zwar die Scheine dafür, aber fürchte, daß sie nicht viel werth seien; alle Augenblicke käme Einquartierung, bald von kaiserlicher Seite, bald von neu assentirten Rekruten, man rede von Landsturm da und dort; Geld sei gar keines da, ihr Vater habe schon zugesetzt, was er besessen, und so seien ihr die Verhältnisse über den Kopf gewachsen; sie habe schreiben müssen und danke Gott, daß der Herr zurück sei.

Abends ging Taroczi zu Gzter und erzählte ihr seine Geschichte. Als er zu der Zeit gekommen war, wo er Gzter's Brief erhalten und von seiner Frau kategorisch die Abreise gefordert hatte, endlich allein abgereist sei, schrie Gzter laut auf. „Um Gottes willen!“ rief sie, „da bin ich schuld, daß Sie Ihre Frau zurückgelassen haben!“ und Todtenblässe überzog ihr Gesicht.

Taroczi gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß, wenn nicht diese, so doch eine andere Veranlassung zum Bruche geführt haben würde, der — er sehe es ein und erinnere sich genau dessen, was Gzter ihm damals gesagt habe — der doch unvermeidlich gewesen wäre.

„Welch' Kwik bin ich doch!“ unterbrach ihn Gzter, „welch' ein Todtenvogel — aber Herr — Sie hatten arg Unrecht, ihre junge, unerfahrene Frau im Stiche zu lassen — wenn sie nicht nach Hause zurückkehrt — was dann? Und kann sie, wird sie kommen?“

„Ich glaube nicht, daß sie je wieder zu mir

kommt; sie wird zu ihrem Vater gehen — aber an Glück ist nicht mehr zu denken, das Beste wäre, sich gleich zu trennen.“

„Schon wieder?“ sagte Gzter, den Kopf sinken lassend. „Schrecklich!“

Taroczi brach das peinliche Gespräch ab und ging auf Geschäfte über, mit deren Behandlung der Abend verfloß.

Fast vier Wochen vergingen mit nothdürftigen Versuchen, die wirthschaftlichen Verhältnisse der Güter zu regeln. Es gelang nur wenig. Nahezu alle jüngeren Gutsbesitzer waren Ablegaten oder Honveds; die Parteien stellten sich schroffer gegen einander und Taroczi's Lage wurde von Tag zu Tag schwieriger.

Er mußte Partei ergreifen und, wenn er die nationale Sache aufgab, sich in eine Stadt zurückziehen. Alle Abende brachte er bei Gzter zu, aber von Ida redeten sie nie. Wenn Taroczi im Zweifel war, was er unternehmen, auf welche Seite er sich stellen sollte in der großen nationalen Frage, dann schien sie zagend und zögernd doch für Anschluß an die vaterländische Bewegung zu stimmen, wie schwer ihr das Herz auch wurde und wie widerlich ihr auch die Ausschreitungen waren, unter denen sie zu leiden hatte.

„Wenn die gute Sache auch schlecht geführt werde,“ sagte sie eines Abends, als böse Nachrichten aus den Comitaten gekommen waren, „so bleibe einem Manne doch nichts übrig, als sich ihr zu widmen; denn die Sache des Gegners könne doch keine gute sein und auf Seite der Walachen könne das Recht nimmer stehen.“

Noch etliche Abende saß Taroczi bei Gzter, zum meist schweigend und träumend, oft sah er ihr in's klare Auge, in's liebe Antlitz, und trübe Bilder tauchten in ihm auf. Vergleiche zog sein Sinn und Irrthum erschien ihm sein ganzes Leben.

Es war an einem der ersten Juniabende des Jahres 1848, daß Taroczi das letzte Mal bei Gzter saß. „Morgen gehe ich fort,“ sagte er ihr, nachdem er fast zwei Stunden bei ihr zugebracht hatte, ohne mehr als Ja und Nein geredet zu haben. „Morgen reise ich; ich übergebe Dir mein Haus, thue, was Du willst, was Du kannst, jedenfalls wirst Du's besser treffen als ich. Hier hast Du etwas Geld,“ er gab ihr eine Brieftasche, „es ist nicht viel, aber einiges muß ich selbst behalten, ich thue, was ich muß, und nehme Abschied. Sollte ich nicht mehr wiederkehren, so hat der Prokurator Pataki die nöthige Weisung und Alles das, was er braucht, um abzuschließen. Leb' wohl, Gzter!“

Gzter erhob sich langsam; wieder stand sie in ihrer Lieblingsstellung vor ihm; sie spielte an der Unterlippe.

„Daß Gott Sie segnen möge, daß Gott der Herr Sie leben lasse — Az ur Isten áldja meg, az ur Isten éltesse!“

Sie gab ihm ihre Hand, und was er nie bisher gethan, er küßte die Hand, und was sie nie früher für möglich gehalten, sie ließ sich die Hand küssen.

Taroczi fuhr nach Maros Vasarhely, ließ sich den Honveds einreihen; man wollte ihn zum Offizier machen, er lehnte ab, nicht einmal Korporal wollte



er werden, keine Befehle wollte er geben — nur gehorchen wollte er und er gehorchte bis zum Schlusse des Dramas, das sich in Bilagos ausspielte.

Közlegény war er bis zum Ende. Nach der Uebergabe, die von dem oben benannten Orte ihren Namen hat, wurde er mit vielen Anderen, um deren Namen Niemand gefragt, nach Pest eskortirt; es war September 1849 geworden.

Vom Hause hat er wenig, von seiner Frau gar nichts gehört. Der letzte Brief Gzter's lautete ziemlich beruhigend; das Szeklerland habe verhältnißmäßig weniger gelitten als die Komitate; mit Ausnahme eines Gutes, das von Szeklern verbrannt worden, sei Alles, was Taroczi's Avitium bildete, nahezu verschont geblieben; die Kossuthnoten sei Gzter noch bei Zeiten losgeworden, da sie damit die Staatsforderungen berichtigt habe; die Stimmung habe stark umgeschlagen, man sehne die kaiserlichen Truppen herbei und ziehe sie selbst den russischen vor, auch habe sich Kleinmuth der Szekler bemächtigt; in den Komitaten sehe es aber übel aus, von dorthier kämen gar böse Nachrichten, die sie weder glauben noch wiederholen wolle. Auch Marosfalvy's Gut sei halb zerstört, der alte Herr aber in Klausenburg vor etlichen Wochen gestorben.

Wie gesagt, wurde Taroczi im September nach Pest transportirt und war bestimmt, als Gemeiner in die kaiserliche Armee eingereicht zu werden. Aber die Unordnung, die damals herrschte, hatte für ihn eine gute Folge. Er ging aus dem Neugebäude heraus; kein Mensch fragte, kein Mensch hinderte ihn, und es ist wohl natürlich, daß er nicht mehr in das Gefängniß zurückkehrte. Bei einem Freunde fand er Unterstand und Geld und bald galt er für einen Pecsovics, wie sein Freund einer war; er wollte sich nur erholen und kleiden und dann wieder abreisen nach Hause, aber sein Freund rieth ihm, sich vorher noch ein Zeugniß zu verschaffen, daß er an der Revolution keinen Antheil genommen habe.

Ein Feldzug ist keine kleine Sache, kein Kinder spiel! Wochen, Monate ohne Raft und ohne Ruh, ohne Dach, ohne Bett, ohne gewohnte Nahrung — in steter Aufregung und Todesgefahr — als einzigen Nervenreiz den Branntwein und einzigen Genuß den Tabak! — wen das nicht abstumpft, der ist ein höheres Wesen.

Milde und stumpf war unser Misfa. Es war nicht etwa Willensenergie oder der Wunsch, sein Schicksal zum Guten zu wenden, der ihn getrieben hätte, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, oder ihn hinderte, dahin zurückzukehren; letzteres that er deshalb nicht, weil er sich hätte entschließen müssen, dahin zu gehen, und selbst dazu reichten seine Kräfte nicht aus. Und so stand er, auf sein Absolutorium wartend, tagelang am Ufer der Donau und sah zu, wie Schiffe kamen und gingen. Es war Oktober geworden, er lehnte an einem Haststode und rauchte.

Wenn man sinnende Kinder fragt, woran sie denken, so erhält man die Antwort: „An nichts.“

An nichts dachte Taroczi, als eben ein Dampfschiff landete; es kam aus Komorn. Langsam entlud es seine Passagiere. Abenteuerliche Gestalten stiegen aus, fast nur Kapitulanten. Gleichgültig sah

Taroczi sie an sich vorüberziehen — da plötzlich fühlte er einen elektrischen Herzschlag — ja, kein Zweifel — es war Ida.

Sie stieg aus dem Schiffe in Begleitung eines blonden Mannes, der Civilkleider trug und ihr den Arm bot, sobald sie die Landungsbrücke überschritten hatten. Bald erkannte er in dem vollbärtigen Herrn den ehemaligen Gardisten, der in Wien schon zur Koterie seiner Frau gehört hatte.

Ida sah blaß aus, auch ihre Toilette war herabgekommen. Er folgte ihnen, sie stiegen beim Jägerhorn ab, und als er Tags darauf dort die Fremdenliste nachlas, fand er eingetragen: „Herr von Vermiansky sammt Gattin“.

Es hieß, daß die meisten der Komorner Kapitulanten nach der Türkei gehen sollten.

Taroczi postirte sich nun wieder an das Donauufer und schon am nächsten Tage früh sah er die beiden Genannten Arm in Arm dem Landungsplatze zugehen. Sie bestiegen das Schiff und verschwanden in dessen unteren Räumen. Beim zweiten Läuten aber erschienen sie wieder, nahmen von einander kurzen Abschied, wobei Vermiansky Ida küßte und letztere eilig das Schiff verließ. Taroczi ging ihr nach; sie bestieg an der Straßenecke einen Wagen, auf welchen Koffer gepackt waren, und fuhr fort.

Mit Hilfe einflußreicher Gönner erhielt Taroczi das gewünschte Zeugniß und reiste heim.

Was Gzter ihm geschrieben, das fand er in hohem Maße bestätigt. Eine ganz ungeahnte Befriedigung überkam ihn, als er in sein Haus eingezogen war.

Kaiserliche Organe hatten die Funktionen übernommen, man fühlte sich wieder sicher, und wie sehr auch die Nachwehen des Krieges — Krankheit und Noth — die Gegenwart verdüsterten, sie schien ihm Paradies gegen die Vergangenheit; wie wenig Sympathie man auch den Leuten entgegenbrachte, welche sich jetzt, nachdem die Gefahr vorbei war, vordrängten und Obrigkeit spielten; man ließ sich's gefallen, wußte man doch, daß die stürmischen Tage vorbei seien, die Menschen und Güter zermalmten — ohne irgend welchen greifbaren Gewinn!

Herr von Taroczi wurde allgemein freundlichst aufgenommen und sogar von dem Bauervolke herzlich begrüßt. Wenn er gleich offiziell die Bestätigung im Sack trug, daß er an der Revolution keinen Antheil genommen, so wußte es doch das ganze Volk, daß er gebient, daß er als Gemeiner alle Strapazen mitgemacht, daß er tapfer und mannhafte sich gehalten und daß er das Wenige, was er mehr hatte als die Anderen, mit ihnen getheilt. Besonders hoch rechneten die Szekler ihm an, daß er keine Charge genommen, und wie sehr sie früher ihn als Pecsovics, ja als Verräther stigmatisirt hatten, jetzt suchten sie ihn auf in allen Nöthen ihres täglichen Lebens, die ja nicht klein waren während des Belagerungszustandes.

Uebrigens hatte Taroczi vor der Revolution weder Civil- noch Militärdienste geleistet, blieb daher auch von den Kriegsgerichten unangefochten.

Zu thun gab's genug, die Tage verfloßen in Arbeit und die Abende brachte er wieder ausnahmslos bei Gzter zu.



Die beiden Leute standen sich nun sehr nahe und Gzter übte auf Taroczi, ohne es zu wissen, einen wohlthätigen Einfluß aus. Den Gang zur Träumerei konnte sie ihm zwar nicht nehmen, aber von allen Aufregungen hielt sie ihn möglichst ferne, gab praktische Rathschläge, die, ausführbar, zumeist befriedigendes Resultat lieferten; gestattete, daß er zu ihr in die Kost ginge, und erreichte hiedurch eine wohlthätige Mäßigkeit im Genuße geistiger Getränke.

Sie hatte ihm gerathen, die Angelegenheit mit seiner Frau dem Doktor Barga ganz zu übergeben, nachdem in Erfahrung gebracht worden war, daß Jda sich seit Kurzem auf den Gütern ihres verstorbenen Vaters befände.

Doktor Barga brachte die Sache bald zu Ende; die Ehe wurde, nachdem die Eheleute, wie der Richterspruch lautete, eigentlich nie verheirathet gewesen sein sollten, für ungültig erklärt. Das Verhältniß Jda's zu Bemiansky kam gar nicht zur Sprache; beide Parteien glitten über den mysteriösen Punkt hinweg.

Als Jda ihre Dokumente hatte, verpachtete sie, wie gesagt, die Güter an Herrn von Kereszti und reiste, wie die Sage ging, in die Türkei ab. Einer der Schiffskapitäne, derselbe, mit dem sie von Komorn gekommen war, wollte sie auf der Fahrt unterhalb des eisernen Thores erkannt haben.

Auch Taroczi erhielt die Papiere, steckte sie zu sich und ging Abends zu Gzter.

Weiderseitig gab es genug zu erzählen. Gzter wußte viele launige Stückchen aus Ben's Heere, aus Baron Heydt's Kreuz- und Querzügen zu erzählen. Taroczi wieder fand nach und nach Episoden seines Feldzuges heraus, die Gzter interessirten, und sie wie er fanden in der Besprechung überstandener Gefahren eine sehr behagliche Stimmung. Dießmal war Taroczi besonders gut gelaunt, nannte Gzter öfters als sonst sein liebes Kind oder süßes Kind und zog endlich ein Päckchen Schriften aus der Tasche, suchte eines der Dokumente hervor, das er ihr in den Schooß legte.

Sie drehte dasselbe in der Hand um, besah das Siegel — es war lateinisch — und fragte endlich:

„Soll ich das lesen?“

„Ja, lesen,“ antwortete Taroczi, „und mir sagen, was Du denkst.“

Sie zog das Papier aus dem Umschlage, las, steckte es dann hinein und gab es Taroczi wieder.

Sie lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, kreuzte die Arme, aber redete nichts.

„Nun, Gzter,“ begann Taroczi, „hast Du gar nichts zu sagen?“

„Was soll ich sagen?“ fragte sie. „Vielleicht ist es gut für Sie, daß es so kam, ich glaube es fast selbst,“ fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß Taroczi's Augenbrauen sich zusammenzogen; „jedemfalls sind Sie einer Sorge los und haben eine Verantwortlichkeit abgeschüttelt, die Ihnen Kummer machen mußte. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie sich wieder gefunden haben und“ — sie zögerte ein wenig, ihre Hand erhob sich gegen den Mund — „und nun frei sind,“ sagte sie leise.

Es reute sie, daß sie diesen Nachsatz beigefügt; es schien ihr, als ob etwas Absichtliches darin gelegen wäre.

„Ich bin nicht frei,“ antwortete Taroczi schnell. „Verstehen Sie mich recht,“ unterbrach ihn Gzter, „ich meine, frei von drückenden Banden.“

„Nicht aber von lieben,“ antwortete Taroczi. „Aber ich spiele mit Dir nicht blinde Kuh, merke wohl, es ist das zweite Mal, daß ich Dich frage, ob Du meine Frau werden willst? Dießmal aber antworte mir erst morgen oder noch später und überlege gut, wenn Du etwas zu bedenken hast.“

„Was ich zu bedenken habe, das haben auch Sie zu bedenken, denken wir also zusammen,“ sagte Gzter. „Vorerst die Frage: müssen wir denn heirathen? Ich war einmal verheirathet, Sie waren es zweimal. Waren wir glücklich? Nun geht's uns beiden gut; ich gestehe Ihnen, daß Sie mir ein gar lieber Freund sind; warum soll es nicht so bleiben?“

„Es soll so bleiben, mein Kind,“ antwortete er, ihre Hand ergreifend, die er während des folgenden Gespräches festhielt, „aber unlösbar soll dieses Band der Freundschaft werden und ein ewiger Bund zwischen Mann und Frau.“

„Unlösbar?“ fragte sie.

„Wie mißtrauisch Du bist! Bin ich allein Ursache oder bin ich überhaupt Ursache, daß meine Wege schief gingen? Mehr als viele andere Menschen muß ich den ersten Eingebungen Folge leisten, dann treffe ich wohl meist das Richtige; schlägt das fehl und bin ich genöthigt, zu wählen, zu vergleichen, zu prüfen, dann fühle ich mich unsicher und dann geht es schlecht. Bin ich Ursache, daß meine erste Eingebung erfolglos war? Sage es, Gzter! Klopf an Deine Brust und sage, ob mich allein die Schuld trifft? Ich weiß, was Dir auf der Zunge liegt — ich hätte aushalten sollen, willst Du sagen; das erste Band schon hätte ich nicht abschütteln dürfen, Du hast das schon einmal bemerkt und ich vergesse nichts; aber Du vergißt, daß auch diese erste Ehe ein Fehltritt gewesen ist, den das gekränkte Mannesgefühl gethan hat. — Du warst, sei nicht böse, daß ich es Dir sage, so kalt, so schroff — ich rächte mich an Dir, ich verdarb mich. Verstehst Du das? Habe ich nicht genug gelitten? Willst Du mich neuerdings mit mir zerfallen lassen, nachdem ich, wie Du sagst, mich erst wieder gefunden?“

„Armer Freund!“ antwortete Gzter tief gerührt, ihm die zweite Hand hingebend, „wenn es so ist, und es ist so, dann in Gottes Namen sei Ihr Wille gethan, es ist des Herrn Wille!“

„Also bist Du meine Braut?“ sagte Taroczi hellleuchtenden Auges.

„Ich bin es!“ antwortete Gzter.

Taroczi stand auf, hob Gzter zu sich empor und sie küßten sich das erste Mal in ihrem Leben — selbst als Kind hatte sich Gzter von ihren Gespielen nie küssen lassen.

Nach sechs Wochen war Hochzeit.

#### Sechzehntes Kapitel.

##### Gerechtigkeit.

Nachdem Jda das Uebereinkommen mit Kereszti geschlossen hatte, reiste sie nach Konstantinopel, wo sich ihr Mann befand. Ihr Mann! Bisher waren



sie nicht kirchlich getraut. Als sie Wien verlassen, da hatte sie wirklich keine andere Absicht gehabt, als nach Hause zu reisen und dort die Entwicklung der Sache abzuwarten. Zwar war ihr der Gedanke wiederholt aufgestoßen, daß es besser wäre, gleich zu Taroczi zurückzukehren, ihn zu versöhnen und so den Fehler — denn als Fehler erkannte sie ihre Halsstarrigkeit — wieder gut zu machen. Sie gab aber diesem Gedanken keinen Raum; sein Fehler sei doch der größere und Taroczi müsse kommen, er müsse zuerst kommen.

In Pest angelangt, ließ sie in allen Gasthäusern fragen, ob Taroczi da sei, und erhielt die Auskunft, daß er nur vierundzwanzig Stunden dort verweilt habe. Sie wußte nun nicht gleich, was zu thun. Sollte sie Bekannte aufsuchen, ihnen die Wahrheit oder Lügen erzählen? Beides wollte sie nicht. Sollte sie allein abreisen? Sie hatte keine Furcht, aber die Beförderungsmittel fehlten ganz und gar, selbst Wagen und Pferde konnte sie nicht kaufen, da sie nicht genug Geld mit sich hatte. Sie erinnerte sich an die Anweisung, die ihr Taroczi hinterlassen hatte, suchte sie überall, und erst nach langer Zeit kam ihr in den Sinn, daß sie dieselbe sammt dem Briefe Gzter's weggeworfen haben mochte. Sie schrieb an das Hotel, man möchte nachsuchen, ob sie nicht gefunden würde, und wenn nicht, bat sie, den Bankier zu fragen, ob die betreffende Summe erhoben worden sei? Die Antwort lautete, daß keines von beiden der Fall sei und daß sich das Stubenmädchen erinnere, Papiere verbrannt zu haben. Sie schrieb nochmals an den Bankier selbst, bat ihn, ihr das Geld zu schicken oder es doch Niemandem auszugeben, bis neue Ordres ihres Mannes kämen. Letzteres sagte der Bankier zu, bedauerte jedoch, ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, da jede Legitimation fehle.

Damit waren mehrere Tage vergangen und die Sorge um das, was weiter geschehen solle, hatte alle hochpolitischen Gedanken abgeschnitten. Herr von Vermiansky besuchte sie täglich, aber auch er verfügte nicht über ausreichende Summen, um ihr beistehen zu können, und hatte überdies den Befehl erhalten, zu seinem Bataillon an die siebenbürgische Grenze abzugehen.

Nach langem Hin- und Herdebattiren entschloß sich Ida, mit ihm bis dorthin zu gehen. Sein Beförderungsmittel war Vorspann, das ist ein Bauernleiterwagen, nicht immer mit guten Pferden und mit Wechsel bei jeder Station. Ida kannte diese Art des Reisens und wußte, daß ihr Entschluß ein großer sei. Noth bricht Eisen.

Der Herr Hauptmann stellte ihr vor, daß es das Beste sei, sie gälte als seine Frau, und auch hierzu gab Ida nothgedrungen ihre Zustimmung.

Das war eine mühevollen, schwere Reise. Erst nach fünf Tagen, nachdem sie viele Zeit mit Warten auf Pferde, mit Umwegen und schlechter Straße zu kämpfen hatten, gelangten sie nach Lugos.

Das Bataillon war zum Abmarsch bereit, die siebenbürgische Grenze galt als unpassierbar, weil ganz von Walachen besetzt.

Auch Herr von Vermiansky war kleinlaut geworden.

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 23.

Was sollte Ida thun? Das Bataillon zog zurück in's Innere Ungarns, es war zu einem Korps bestimmt, welches bei Tittl lag. Ida bot große Belohnung Dem, der sie nach Hause bringen wollte. Niemand fand sich.

Sie fuhr mit der Bagage dem Bataillon nach. Wer sie jetzt gesehen, der hätte nicht geahnt, daß in diesem Wesen je Energie, je Muthwille gelebt hatte. Sie war total gebrochen.

Man kann es ein Glück für sie nennen, daß bald darauf Herr von Vermiansky nach Komorn berufen wurde, wohin sie ihm willenlos folgte.

Man weiß, wann sie von dort hat abreisen können und abgereist ist.

Herr von Vermiansky war in jungen Jahren sehr hübsch, sehr schlant und groß wie ein Gardist, aber im Uebrigen eine unbedeutende Persönlichkeit. Die rothe Husarenkleidung zog ihm viele Blicke zu und in der Vorstadt besaß er warme Herzen in Menge; aber zur Liebe kam es nicht, es blieb beim Tändeln. Als die Revolution ausbrach, verdrehte sich auch sein Kopf. Warum auch nicht? Er hatte gar nichts gelernt, nicht zu Hause, nicht im Institute, seine Beschäftigung war die eines Mannequin, und die politische Phrase wurde aus dem Grunde gar so laut geschrien, weil dadurch die Nothwendigkeit der Begründung entfiel.

Ehrenhaftigkeit konnte man ihm nicht absprechen, insofern sie mit Leichtsinne und Sorglosigkeit verträglich ist. Gebrochene Herzen beirrten ihn allerdings nicht, aber er durfte sich gestehen, daß sie ihm unaufgefordert entgegenflogen, und die Jugend hat nun einmal ihre Rechte, oder wie das Sprüchwort sagt — keine Tugend.

Ida schien ihm zur Zeit, da er sie kennen lernte, als höchst gefährlich; er verliebte sich, wie er glaubte, ganz außerordentlich in sie. Ida jedoch, die wohl seinen übertriebenen, stets mit Schlagworten herumwerfenden Aeußerungen beistimmte, konnte sich doch nur sagen, daß in Allem, was nicht Politik betrafte, Herr von Vermiansky nichts weiter sei als ein Geck.

Und an diesen Mann war sie jetzt gebunden. Sie galt überall als seine Frau, wußte, daß sie dafür gelte, und that nichts dagegen, konnte nichts dagegen thun.

Sie war es aber weder thatsächlich, noch vor dem Gesetze.

Es trat nun, nachdem Herr von Vermiansky das Gyl hatte wählen müssen, die Frage an sie heran, was sie thun solle.

So lange Doktor Varga keine Ehescheidungsklage eingebracht hatte, war sie in sich entschieden, daß sie das Schicksal wolle walten lassen.

Herr von Vermiansky lag offenbar in ihren Banden; der Verlauf der Revolution, die Hülflosigkeit, die für ihn im Gefolge kam, die Ueberlegenheit des Geistes, die er unbewußt Ida zugestehen mußte, vorzüglich jedoch die materiellen Mittel, die er bei ihr voraussetzte und fand — all' das hatte ihn oft und oft zu Bethenerungen hingerissen, daß nur sie im Stande sei, ihn zu beglücken.

Ida aber wendete stets ein, daß sie eine verheiratete Frau sei, ließ sich in Betrachtungen nicht



ein, die ohnehin nicht zu seinen Gunsten ausfallen konnten.

In Widdin verließ sie ihn, um nach Hause zu gehen; dort hatte sie den Tod ihres Vaters erfahren.

Kaum zu Hause angelangt, erschien Doktor Varga mit seinen Propositionen. Es blieb ihr nichts übrig, als sie anzunehmen.

Auch hier zögerte sie noch, aber ihre Zweifel schwanden bald, als sie hörte, daß Taroczi entschlossen sei, Gzter heimzuführen; sie verpachtete ihre Güter und reiste nach Konstantinopel.

Herr von Vermiansky bewarb sich dort um eine Anstellung, aber ohne Moslim zu werden, ging es nicht, und hiezu fehlte die Energie. Als Ida dort anlangte, fand sie ihn nahezu in Verzweiflung und Noth.

In Konstantinopel wurden sie getraut und bald darauf reisten sie nach Paris ab.

Dorthin schrieb ihr Herr von Kerezzi, daß die jüngere Linie der Marosfalvys die Herausgabe der avitischen Güter fordere und wahrscheinlich, ja fast gewiß reüssiren würde, da ja Ida keinen Bruder habe und mit ihr die ältere Linie erlösche. Da das Allodvermögen ein sehr kleines war, so traf sie diese Nachricht schwer, um so schwerer, als Herr von Vermiansky's Eigenschaften auch im Comité des Réfugiés bald durchschaut worden waren und eine Rolle für ihn nicht in Aussicht stand.

In Paris war es, wo sie mit Graf Feri wieder zusammenkam, der ihr schwere Vorwürfe über ihre unpraktischen Entschlüsse machte. Sie bat ihn, seinen Einfluß geltend zu machen, daß sie und ihr Gemahl die Bewilligung zur Rückkehr erhielten. Graf Feri sagte zu, that aber nichts.

Es verflossen Jahre, bis eine Amnestie die Rückkehr ermöglichte. Von der Nothwendigkeit gedrängt, trat sie das Ehepaar an.

Die jüngeren Marosfalvys hatten gesiegt. Ida blieb bloß ein Gut und die Entschädigung für Superädikate im Betrage von etwa zwölftausend Gulden. Diese Rente reichte nicht mehr hin, um in Paris zu leben.

Ida zog mit ihrem Manne auf das kleine Gut.

Sie war kaum mehr zu erkennen. Ihr Kopf hing etwas nach vorwärts, sie lachte nie; ihr Augenwinkel war konstant zu eng geworden, sie schielte förmlich; auf ihre Kleidung hielt sie nicht das Gerümpel und ihr Mann durfte auch den Mund nicht öffnen, ohne gerügt zu werden. Sie blieb kinderlos.

Die Nachbarn gaben sich alle Mühe, Ida wieder in die Welt zu bringen. Vergebens. Nur einmal sah man sie noch; das war beim Leichenbegängnisse des Herrn von Szenta, des guten alten Herrn, den alle Leute liebten. Am offenen Grabe stand sie neben Gzter, neben Ilka und neben Taroczi!

Kerezzi's Kopf steckte tief zwischen den Achseln, er sagte lachend zu Karolinen: „Da steht er mit seinen drei Weibern!“

Karoline warf ihm einen vorwurfsvollen Blick

zu und Kerezzi zog die Augenbrauen hoch in die Höhe!

Man ging nach der Ceremonie in's Haus Karolinen, wo das Todtenmahl statt hatte.

„Haben Sie gelesen,“ fragte Kerezzi Herrn von Taroczi, „was der ‚Közlöny‘ gestern brachte?“

„Nein,“ antwortete Taroczi, der seinen ältesten Sohn, ein hübsches Bürschchen von fünf Jahren, an der Hand hielt. „Was gibt es Neues?“

„Feri ist im Duell erschossen worden,“ antwortete Josta. „Lesen Sie doch die unbegreifliche Notiz; er hat sich schlagen müssen, heißt es dort, ich kann das nicht glauben.“

„Möglich ist Alles,“ antwortete Taroczi, drehte sich um und sah Gzter neben Ida stehen. Gzter hatte Ida's Hand in der ihren und beiden Frauen flossen die Thränen über die Wangen.

Taroczi hob seinen Buben in die Höhe und wollte, daß ihn Gzter küsse, aber Ida drehte ihn herum und hielt den armen Kleinen lange, viel zu lange umschlungen, denn der kleine Mistka fing heftig zu weinen an.

#### Siebenzehntes Kapitel.

Ewig jung.

In der Rue de Seize, rechts, bevor man zum Hotel gleichen Namens kommt, befindet sich eine Blumenhandlung. Ein Garten en miniature, echt französischer Chic! Wie der kleine Raum benützt ist! Alles, was die Hortikultur liefern kann, steht dort im geschmackvollsten Ensemble und Bouquets liegen bereit; man möchte sie alle kaufen!

Mitten drinnen sitzt eine korpulente Frau in den besten Jahren, sie ist in blaue Seide gekleidet und trägt eine Haube mit blauen Schleißen.

„Madame Fidèle“ steht auf dem Portale des Gewölbes.

Ein junger Mann in blauer Blause tritt ein und trägt ein halbes Duzend Töpfe in den Armen. Nachdem er die Schwelle überschritten, sieht er sich um, stellt die Blumen auf den Tisch, nähert sich der Frau, die lächelnd ihren Kopf erhebt und ihren Mund hinreicht. Er drückt ihr einen tüchtigen Schmaß auf. Sie lacht; er grüßt sie selig an. Nochmals schaut er um sich — noch sind sie allein.

„Nun werden Sie mich doch heirathen?“ sagte der Gärtnerbursche zu seiner Herrin.

„Freilich,“ antwortete sie gedehnt, indem sie fortfuhr, das Bouquet zu binden, das sie eben in der Arbeit hatte, „freilich.“

„Aber wann denn?“ fragte der Bursche.

„Das werden wir schon sehen,“ erwiderte sie, „noch kann ich's Dir nicht sagen.“

„Bald, Madame?“ entgegnete er, die Mühe in der Hand drehend.

„Ja, bald,“ sagte sie, „vielleicht schon nächstens, aber bestimmen läßt sich's noch nicht, Du bist jedenfalls ein charmanter Bursch.“

Es blieb indeß beim lösslichen Bande.



# Die tolle Betty.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)



## Fünfundzwanziges Kapitel.

it aristokratischem Taktgefühl ertrug Baron Oppenstein seine durch so lange Gemüthsaufrregung gesteigerten Schmerzen; ebenso schweigend schaute er der frohen Geschäftigkeit seiner Gattin zu.

„Leonore, diese Heirath erscheint mir ein Unsinn, je mehr ich überlege!“ rief er endlich, als er auch sie einmal verstimmt sah. „Wenn ich seit der Verlobung das Mädchen anblide, ist's mir immer, als laure ein heimlicher Kobold in ihren Augen. Sie erscheint mir wie ein eingefangenes Edelhier, das stets umschaut, wie es entspringen könne. Ihr Benehmen gegen Walbeck kommt mir unnatürlich vor; er aber ist ganz versunken in ihre Schönheit und merkt davon nichts. Wie weit bist Du mit den verwünschten Papieren?“

Die Baronin antwortete nicht sogleich.

„Sie werden von mir verlangt. Woher soll ich sie nehmen! Hast Du daran gedacht?“ fragte er ungeduldig.

„Es ist Alles im Gange!“ Die Baronin hatte nur halb darauf gehört. „Ich habe alle Näder geschmiert.“

„So? Das ist wieder eines Deiner banalen Gleichnisse! Ich wollt', ich könnte meine Glieder besser schmieren . . . Die Adoption genügt der kirchlichen Behörde nicht; die Schlossersfrau ist nach Amerika, keine Spur von ihr; wir sind damals sehr dumm gewesen, wir hätten die Herkunft wissen müssen. Den Behörden genügt es nicht, daß ein Menschenkind greifbar und unbestritten da ist; ihre Neugier verlangt die Beweise der Geburt, der Zugehörigkeit. Nicht wahr, sagtest Du nicht, Du habest in Erfahrung gebracht, daß das Mädchen in einem Flecken geboren, dessen Kirche sammt Archiv abgebrannt, daß die Eltern verschollen? Wird denn das genügen?“

„Wenn wir es versichern!“

„Ja, aber ich kann doch nichts versichern, da ich nichts weiß!“

„Besorge nur beim Gericht die förmliche Adoption und die Vermögensangelegenheit! Wäre das früher schon in Ordnung gebracht, so hätten wir keine Schwierigkeiten.“

„Ja, ich muß jetzt positive Angaben machen. Das Kind gehörte ja nicht der Frau Mente . . . Hieß sie nicht so, die Schlossersfrau? Ich gab ihr nur eine schriftliche Verpflichtung, daß ich für dasselbe sorgen wolle.“

„Kümmere Du Dich mit Deinen Schmerzen nur um nichts; ich werde Alles erledigen.“

Oppenstein hatte in den behördlichen Anständen noch ein Loch zu finden geglaubt, durch das er zu entfliehen hoffte. Diese Verbindung konnte dadurch vereitelt, hinausgezogen werden, sich ganz zerschlagen, wenn die Papiere nicht beizubringen waren.

„Die Hochzeit soll dadurch nicht verzögert werden, darüber beruhige Dich!“ versicherte Leonore.

„So? Nun denn, in Gottes Namen! Schick mir nur das Mädchen. Sie soll mir die Zeitung vorlesen.“

So mußte es jetzt täglich geschehen, und Bettina zeigte dabei den größten Eifer, ihm zu gefallen. Sie legte sogar in ihre Kleidung eine gewisse Koketterie, denn sie kannte die Gewalt, welche Frauenschönheit auf ihn übte. Sie fühlte auch heraus, daß er eine gewisse, freilich väterliche, Eifersucht gegen Walbeck empfand, von dem er stets in gereiztem Ton sprach. Er wagte nicht, direkt gegen die Vermählung zu sprechen, Bettina aber wußte, daß er anfangs dagegen gewesen, und sie begehrte jetzt dieselbe. Selbst als er einmal, ihre Stirne streichelnd, sagte: „Mein Kind, ich habe Deiner Pflegemutter mein Wort gegeben, trotzdem ließe sich vielleicht noch mit ihr verhandeln . . .“ antwortete sie mit stummem Kopfschütteln.

Sie befand sich in einer fortwährenden geheimen Exaltation; sie wollte hinaus; selbst die Bande der Ehe erschienen ihr leicht gegen ihre Stellung im Hause. Walbeck war ihr gleichgültig, sie haßte die Pflegemutter, die an Allem schuld.

„O, nur so schnell wie möglich!“ bat sie auch die Baronin. „Ich bin ja einmal entschlossen; martere mich nicht!“

„Den Künstler hat sie schon vergessen; es war nur eine Kinderei von ihr!“ tröstete er sich, wenn er die Lesende heimlich anschaute. „Meine Erziehung trägt dennoch ihre Früchte, und doppelt beklage ich, daß man mir das Kind so schnell von der Seite reißt. Walbeck hätte gern ein, auch wohl zwei Jahre gewartet.“

Der Letztere kam jeden Abend und blieb zum Thee. Auf Bettina's Bitten mußten stets noch einige andere Gäste zugegen sein. Sie konnte ihn nicht hassen, diesen Mann mit seinen ehrlichen Augen, seinem geraden, soldatischen Wesen, wenn sie es auch gewollt hätte; Walbeck brillirte nicht durch Geist, er hatte eine lebenswürdige Bescheidenheit, die Jeden ansprach; Bettina duldete ihn daher; seine Berührung brachte ihr Blut nicht in schnelleren Lauf, sie konnte



ohne Empfindung mit ihm zusammen sein, und er nahm fürlieb damit. Sie sollte ihn noch lieben lernen.

Widerstrebend unterwarf sich Oppenstein den Formalitäten, welche die Behörde von ihm verlangte. In seiner Resignation fragte er auch nicht, wie und auf welchen Wegen seine Gattin die Einwilligung zur Trauung bei der Kirche so bald durchgesetzt. Adoption, Mündigkeitserklärung und Trauung kamen ihm mit einem Male auf den Hals, während er noch immer hoffte, daß die letztere langen Anstand haben werde, wenn er selbst sich nicht in's Mittel lege, und so entschloß er sich denn ächzend, Alles geschehen zu lassen.

Der Tag der Trauung ward angelegt. Am Abend vor demselben ließ er Bettina in sein Arbeitszimmer rufen.

„Mein Kind,“ sagte er mit scheinbar kalter Gemessenheit, als sie bleich, aber doch in ihn überraschender Fassung vor ihn trat, „die Stunde unserer Trennung mahnt mich, zu thun, was allerdings gegen meine bessere Ueberzeugung, aber nach dem Vorgegangenen meine Pflicht ist. Deine Pflegemutter hat ihren Willen durchgesetzt, möge er zu Deinem Glück führen; ich meinerseits habe nichts Dem hinzuzufügen, was in Dich zu pflanzen mein rastloses Bemühen gewesen. Nimm hier, was ich Dir zu übergeben habe, Deine Selbstständigkeit und Dein Vermögen, das bei der Bank niedergelegt ist. Dein ausdrücklicher Wunsch ist erfüllt; unabhängig von Deinem Gatten hast Du über dasselbe zu verfügen; aus derselben Quelle auch wird euch die Jahresrevenüe zufließen. Sei gut und sei klug, das sind die ersten Bedingungen unseres irdischen Glücks.“

Bettina nahm das Gebotene und wollte seine Hand küssen. Die Baronin trat darüber ein. Bettina zuckte zurück und verließ ohne lauten Dank das Zimmer.

Die Baronin trug einen Brief in der Hand.

„Da er an uns Beide gerichtet ist, habe ich ihn geöffnet!“ Sie überreichte ihm das Papier nicht ohne Verlegenheit.

„Sie kommen also nicht!“ sagte sie halblaut.

„Es steht in ihrem Belieben!“ Oppenstein warf den Brief verächtlich in den Papierkorb. Er wünschte den Abend ungestört zu sein, und sie ging verstimmt.

Am nächsten Mittag stand Bettina am Altar, eine imponirende Schönheit. Die Junisonne blitzte durch die hohen Kirchenfenster auf das unter dem Schleier goldknisternde Haar, ihre Gestalt, das weiße Seidengewand mit einem Feenlicht umstrahlend. Ihr Antlitz war ruhig und feierlich, ihre Haltung bewußt, wie sie neben der ebenso stolzen, kriegerischen Gestalt des Bräutigams stand — Beide bewundert von der hinter ihnen gruppirten Gesellschaft, den Freunden des Hauses und den Kameraden Walbeck's. Selbst die Ersteren, denen über das vergebliche Suchen nach der obskuren Herkunft der Braut Manches zu Ohren gekommen, beugten sich vor der majestätischen Haltung des Plebejerkinde's.

Oppenstein seinerseits war noch am späten Abend auf dem Punkte gewesen, im letzten Moment sein Veto einzulegen. Walbeck's Bruder und seine Mutter,

Beide in einer Provinzialgarnisonstadt, hatten in jenem Briefe zur Entschuldigung ihres Nichterscheinens Gründe angeführt, die in seiner ohnehin gereizten Stimmung des Barons Stolz schwer verletzten. Aber seine Gattin rang die Hände; er sei verrückt, rief sie, als er sie noch kurz vor Mitternacht in ihrem Schlafzimmer störte. Absichtlich einen solchen Skandal herbeiführen durch Ausladung der Gäste! Ihr Naturell verleitete sie zu derben Ausdrücken, und vernichtet durch dieselben, strich er die Segel.

Bettina ihrerseits hatte sich am Vormittage mit der Ruhe einer Statue ankleiden lassen. Ihre Augen waren glanzlos, ihre Haltung war fest und entschlossen. Nur als die Pflegemutter in voller Toilette erschienen, um sie zu bewundern, hatte sie ein flüchtiges Lächeln, etwa wie der Sonnenblick auf einer Eisscholle.

„Laß uns gehen! Die Stunde ist da. Aber macht es kurz!“ war ihre Bitte gewesen.

In der Kirche sprach sie ihr Ja mit vernehmbarer Stimme. Als auch Oppenstein zu ihr trat, sie zu umarmen, küßte er eine von kaltem Schweiß gefeuchtete Stirn. Er wandte sich ab vor einem einzigen, ihn furchtbar anklagenden Blick. Niemand gewahrte diese Szene. Die Baronin schwamm in Thränen; Walbeck war ernst und feierlich, der Moment überwältigte ihn, während er sich mit seinen Freunden die Hand schüttelte.

Bettina verließ das Hochzeitsmahl frühzeitig. Die Pflegemutter folgte, kehrte aber wieder zurück. Bettina wollte selbst ihre Reisetoylette machen. Als die Baronin gegen Abend vor der Abreise sie mit überströmendem Gefühl an's Herz preßte, rief sie:

„Nicht wahr, Du wirst nach wie vor mein theures, geliebtes Kind bleiben!“

Ein bitterer, vorwurfschwerer Blick aus Bettina's Augen durchdrang kaum den Schleier, den die Thränen über die Augen der Baronin gezogen. Schweigend wandte sich Bettina zu Oppenstein, der ebenfalls seine Gäste verlassen und zu ihnen eingetreten war.

Mit sichtbarer Wallung ergriff sie seine Hand und preßte sie mit gesenktem Blick.

„Bettina, theures Kind, daß ich Dich von mir geben mußte!“ rief er mit zitternder Stimme. „Rechne es mir nicht an, und wirst Du nicht glücklich, Du weißt, wo Du Deinen Schutz und Deinen Verather findest!“

Bettina führte das Taschentuch vor das Antlitz.

„Genug!“ rief sie mit erstickenender Stimme.

„Herr von Walbeck erwartet die junge gnädige Frau!“ meldete die eintretende Jungfer.

#### Sechzehntes Kapitel.

Jobst hatte den Vorschlag gemacht, Paris und die Schweiz als Ziel der Hochzeitsreise zu nehmen, und Bettina hatte nichts dagegen eingewendet. Schon das Wort hatte sie heimlich geschreckt.

Im einfachsten Reisekostüm, das keinerlei Absicht verrieth, dem Gatten zu gefallen, saß sie ihm im Coupé gegenüber, schweigsam und abgepannt. Walbeck wagte keine Zärtlichkeit, er war aber herzlich;



er begriff, daß diese neue Situation sie beengte. Er hatte einen Urlaub von sechs Wochen, die Baronin hatte ihm eine stattliche Reisefasse eingehändigt. Sein Dienst, seine Carrière hatten ihm nie erlaubt, ein fremdes Land zu sehen; er fühlte sich also doppelt glücklich, wie er da seinem schönen Weibe gegenüber saß, obgleich auch er bald einige Beklommenheit empfand, als diese immer schweigsamer ward.

„Kannst Du mich denn nicht ein ganz klein wenig lieb haben?“ fragte er am Morgen in Paris, als sie aus ihrem Schlafgemach getreten und apathisch ihm gegenüber am Frühstückstisch Platz nahm. Er reichte ihr die Hand über den Tisch. Sie nahm dieselbe mit trügem Lächeln, aber regungslos lag die ihrige in der seinigen. Er beugte sich über den schönen, so rosig aus dem Morgengewande schimmernden Arm und drückte einen Kuß auf denselben.

Sie vergaß die Antwort, wünschte dann aber eine Promenade durch die Stadt und die Umgegend zu machen. Sie war theilnehmend während der mehrstündigen Fahrt, zeigte Interesse für Alles, nur nicht für ihn. Am Abend nach dem Theater fühlte sie sich wie gestern sehr ermüdet und suchte ihr Zimmer. Jost hörte mit Ueberraschung, wie sie wiederum die Thür hinter sich schloß.

Er suchte verstimmt ein Boulevardcafé und kehrte noch verstimmt erst gegen Mitternacht zurück. Bettina's Thür war verschlossen.

So vergingen ihm acht Tage in unerträglich nervöser Stimmung. Er blieb freundlich und zuvorkommend gegen sie. Ein Brief, den er aus Deutschland erhielt, schien ihm Verdruß zu bereiten. Inzwischen bemerkte er an seiner jungen Frau eine wachsende Unruhe.

Sie wünsche Paris zu verlassen und sehne sich nach der Schweiz, äußerte sie eines Morgens.

Ihm war das recht. Seine Lage hier war unerträglich; Bettina erhielt ihn tagsüber fortwährend in Athem und war dann am Abend stets total erschöpft.

Aber auch in der Schweiz hatte sie keine Ruhe. Sie suchte rastlos die schönsten Punkte, zog ihn in den Kurorten in das bunte Treiben der Gäste und verlangte stets am Abend weiter zu reisen. So verbrachte er mit ihr die Nächte in Diligencen und Eisenbahncoupsés.

Zu seinem Erschrecken hatte sich Bettina's bisher wenigstens freundliche Theilnahmlosigkeit schon bei der Abreise von Paris in ein kaltes Ablehnen der Dienste verwandelt, die er ihr stets mit derselben Aufmerksamkeit bot. Sie schloß sich auch geistig vollständig gegen ihn ab, wich seinem Blick aus und zeigte ihm zuweilen merkbare Unfreundlichkeit.

„Hat ich Dir etwa unbewußt etwas zu Leide?“ fragte er endlich ernst und mit Nachdruck.

„Nein!“ Ihr Ton klang so öde.

„Zum Teufel, bin ich denn eben nur ihr Kurier?“ rief er endlich, als sie sich wieder auf ganze Stunden in ihr Zimmer eingeschlossen, um ihre Toilette zu machen. „Das muß anders werden; ich ertrage es nicht! Ich sehe freilich, daß sie auch für die übrige Männerwelt ganz gleichgültig und die Aufmerksamkeit derselben gar nicht beachtet, daß überhaupt ihre Natur für Neuerungen des Herzens nicht veranlagt,

daß sie vielleicht gar kein Herz besitzt, aber was bin ich ihr?“

Bettina zog ihn weiter mit sich, immer des Nachts reisend, und so waren denn vier Wochen seines Urlaubs verstrichen. Endlich wünschte sie gegen Abend an einem idyllischen Punkt des Salzammerguts zu rasten. Walbeck nahm die nöthigen Zimmer in dem einzigen, eine herrliche Aussicht auf die Alpen bietenden, ländlichen Hotel, in dessen Vorgarten er eine lustige Reisegeellschaft sich niederlassen sah.

Eine Komödiantengesellschaft, wie es schien, beobachtete er nach kurzem Imbiß vom offenen Fenster aus, dem glücklichen Völkchen, Alten und Jungen, zuschauend, das da unten seine Scherze trieb. Und wie er da stand, vernahm er vor sich plötzlich eine volltönende, durch das Thal schallende Mädchenstimme. „Um stets heiter und glücklich zu leben“ sang sie da unten im Garten, ein ganz hübsches Geschöpf, umgeben von ärmlich und theils abenteuerlich gekleideten Männern und Frauen, von denen Einer den Gesang auf einer Gitarre begleitete.

„Wie wenig diese Leute gebrauchen, um froh zu sein!“ Walbeck sah, wie die Sängerin, nachdem sie geendet, sich schnell erhob und ihre Gefährten verließ. Er hätte ihr gerne noch zugehört.

Oben färbten sich die Riesenwände der Berge zur Rechten von ihm mit dem herrlichsten Alpenglühen. Er trat in's Zimmer. „Bettina, willst Du nicht den herrlichen Anblick . . .“

Bettina's Zimmer war leer. An's Fenster zurückkehrend, sah er sie am Arm eines bescheiden gekleideten Mädchens den Garten verlassen und auf den weiten Wiesenplatz vor demselben treten.

„Gi, ei! Eine Bekanntschaft! Ich müßte sehr irren . . . Es ist dieselbe, die ich vorhin singen gehört . . . Das Gesicht des Mädchens sollte mir nicht ganz fremd sein!“ Er schritt in den Garten hinab und suchte sich ihnen zu nähern, Beide aber mieden ihn und verschwanden hinter einer Schlehenhecke.

Wie er nämlich war auch Bettina durch den Gesang überrascht worden, mehr aber durch die Sängerin. Sie winkte derselben mit dem Taschentuch, eilte hinab in dem Moment, wo Walbeck das Fenster verlassen, und sah Lola vor sich, die ihr eröthend und dann wieder erbleichend entgegengekommen.

„Um Gottes willen, Du hier?“ rief sie, des Mädchens Hand drückend. „Wie kommst Du . . .“

Lola zog sie mit sich fort. Sie schämte sich, zu zeigen, wie abgehärmt und mager sie aussah.

„O, das ist eine traurige Geschichte!“ klagte sie. „Daß es mir so hat ergehen müssen! Ich hatte ja keine Fürsprache! Aber ich weiß nicht, ob ich in meinen jetzigen Verhältnissen noch Du sagen darf . . .“

„Gewiß! Wir sind doch die Alten! Erzähle!“ Bettina zog sie mit sich fort.

„Also Du weißt doch, daß ich damals, als unsere Familie das Unglück betroffen, zum Theater zu gehen beschloß.“

„Kein Wort weiß ich davon! Du warst plötzlich verschwunden. Du sprachst mir nur von Deinem Gesangunterricht.“

„Und Du bist inzwischen schon verheirathet? Und wirklich mit . . .“



„Erzähle!“ unterbrach Bettina sie schnell und vorwärts schreitend.

„Nun also, der schöne Plan, gründlichen Unterricht zu nehmen, ward mir vereitelt. Mein Bruder hatte das Geld — Du weißt ja — gefunden und, mir Schlimmes zutrauend, die Banknoten verbrannt. Der Thor, der nicht wußte, daß gerade die Noth zu Schlechtem treiben kann! Die trieb mich dann also zu einem Theateragenten. Er war ein schlechter Mensch; ich kannte ja seinen Ruf nicht. Indes war er bereit, meine Stimme zu prüfen. ‚Ganz vortreflich!‘ rief er. ‚Schade, daß Sie arm sind! Haben Sie mit Ihrem Gesicht denn nicht Jemanden, der sich's was kosten ließe, um Sie auszubilden?‘ . . . Ich verstand den gemeinen Sinn seiner Frage nicht. Er nannte mich ein Gännschen, mit dem nichts anzufangen sei; er wolle aber sehen, sagte er endlich, was sich machen lasse.

„Ich kam wieder und wieder; er hielt mich hin und sandte mich dann zu einem Herrn, der großen Einfluß an der königlichen Bühne habe; wenn der meine Stimme höre, werde er sich für mich verwenden . . . Laß mich schweigen davon!“ rief Lola erröthend. „In voller Verzweiflung verließ ich diesen Mann und wandte mich an einen andern Agenten. Der rieth mir, ich solle, wenn ich so arm sei, wenigstens auf der Bühne erst Fuß fassen, ein Engagement annehmen, in dem ich zuweilen kleine Gesangspartieen bekommen könne. Es sei da eben eins bei einer kleinen Bühne frei; ich solle vorläufig nehmen, was sich biete.

„Allerdings war der Ort entfernt, aber mein Geld reichte gerade noch zu dieser Reise. Was wußte ich, wohin ich ging! Drüben, einige Meilen von hier in dem kleinen Bergstädtchen kam ich endlich an. Der Direktor, ein dicker, grober Mensch, empfing mich mit der niederschlagenden Erklärung, die Stelle sei schon besetzt, ich komme zu spät, wenn ich aber für die Hälfte der Gage bleiben wolle, so sei es ihm recht . . . Was blieb mir übrig! Und wenn er nur wenigstens diese Hälfte gezahlt hätte! Nach kaum vier Wochen ließ er seine ganze Gesellschaft in der größten Noth, nachdem er Alles verpfändet, und wir sahen uns gezwungen, ohne Coullissen hier in den Städtchen und Dörfern umher Vorstellungen zu geben, um unser Leben zu fristen.

„Ach, und das ist ein elendes Leben! Ein Kampf mit der Noth, dem Hunger sogar; aber Du sahst, sie verlieren den Muth nicht; Manche von ihnen sind dieses Glend gewöhnt, und da sie herzengute Menschen sind, darf auch ich den Kopf nicht hängen lassen; sie sind so freundlich gegen mich; während sie selbst darben, haben sie noch Mitleid mit meinem Schicksal. Was ist doch jetzt aus allen meinen schönen Träumen geworden! Ich weine die Nächte hindurch, wenn ich auf der elenden Streu liege, die uns die Bauern vergönnen, aber tagsüber muß auch ich froh erscheinen. Du sahst sie ja, die Armen, sie stellen sich vor, sie seien auf einer Gebirgskreise; nur wenn wir bezahlen sollen, endet es als Trauerspiel.“

„Du Aermste! Kann ich etwas für Dich thun?“

„O, wenn Du wolltest! Aber ich wage es ja nicht! Wüßtest Du, welch' ein Glend diese Sorte

von Kunst ist und wie ich mich schäme . . . Du ersiehst mir wie eine Botin des Himmels.“

„Sag', womit ich Dir helfen kann! Wir reisen morgen früh, vielleicht nach Wien . . . was weiß ich!“

„Nach Wien?“ Lola blickte so erschreckt. „Thu' es nicht!“ flüsterte sie, Bettina's Arm drückend. „Thu' es um Deiner Ruhe willen nicht!“

„Sprich deutlicher!“

„Sieh' hier, dieß Zeitungsblatt fiel mir unterwegs in die Hände; es ist ganz neu. Du wirst lesen und dann nicht nach Wien gehen, denn . . . Du würdest ihm begegnen!“

Bettina's Antlitz flammte auf. Sie entriß Lola's Hand das Blatt und trat damit hinter die Schlehensfräuche. Mit heißen Augen überflog sie eine Stelle des Inhalts, knitterte das Papier wieder zusammen, barg es bei sich und trat wieder auf die Wiese.

Walbeck's Gestalt tauchte eben vor ihr auf; er stand auf einer Halbe, das Alpenglühn betrachtend.

„Die Meinigen brechen auf!“ flüsterte Lola zurückschauend. „Ich muß fort, Bettina!“ Sie schaute diese so bittend an.

Bettina verstand sie und drückte ihr ihre Börse in die Hand, diese mit Heftigkeit pressend.

„Ich danke Dir, Lola!“

Walbeck näherte sich eben. Lola entfernte sich, ihm ihr Antlitz versteckend. Bettina empfing ihn mit verstärkter Miene; sie versagte ihm schweigend jede Auskunft über ihre Begegnung, als er diese zu begehren schien, und richtete mit Ungebuld ihre Schritte in's Haus. Zögernd hielt Walbeck in der Thür inne, da sie seiner nicht achtete, und ließ sie die Treppe hinanschreiten.

In Bettina's Herzen tobte ein Sturm. Sie hatte noch und noch einmal gelesen. Camill feierte in Wien ungläubliche Triumphe. „Die ganze Gesellschaft liegt dem gottbegnadeten schönen Künstler zu Füßen,“ so schloß der begeisterte Artikel. Die Arme auf den Tisch stützend brach sie in Schluchzen aus.

Ihre Stirn sank in die Hände und so lag sie, bis plötzlich Walbeck's ungeduldiges Eintreten sie erschreckte.

Hoch aufgerichtet wie zur Abwehr empfing sie ihn; das Blut färbte ihr Stirn und Wangen.

„Kann ich keine Sekunde sein, Herr von Walbeck, ohne von Ihnen . . .“ Sie zögerte, das Wort auszusprechen.

„Belästigt zu werden!“ ergänzte er, ihrem zürnenden Auge begegnend. Seinen Vornamen hatte sie noch nicht über ihre Lippen gebracht; jetzt war er für sie Herr von Walbeck.

Sich fassend zu einer Erörterung, die ihm endlich unausweichbar und willkommen erschien, trat er zum Fenster und schloß dasselbe. Er sah die lustigen Gäste unten abziehen. Auch er in seiner bis dahin künstlich niedergehaltenen Erbitterung war bereit.

„Darf ich fragen, was Dich in solche Aufregung versetzt und was Dich zu einer solchen Anrede berechtigt?“

Bettina hielt an sich; sie preßte die Hand auf die Brust. Dann heftete sie das Auge fest und mit Ueberlegenheit auf ihn. Mit krampfhaftem Zucken ihrer Mundwinkel rief sie:



„Es sollte Ihnen kein Geheimniß sein, Herr von Walbeck!“ Sie zog ein weißes Papier aus der Brust und warf es ihm vor die Füße. „Ich spreche, wie es einer Person von obskurer, ja fraglich achtbarer Herkunft zusteht, der Sie Ihre Hand zu reichen die Gnade hatten! Vermuthlich lag dieser Brief da in Paris auf Ihrem Tische, damit ich ihn lesen sollte!“

Jobst starrte erblässhend auf den Boden. Dann mit zweifelndem Lächeln, vielleicht um das aufsteigende Blut zu verbergen, beugte er sich und warf einen Blick in das fest zusammengelegte Papier. Seine Hand sank herab, der Brief entfiel derselben. Es war seine Antwort auf ein Schreiben seines Bruders nach Paris, die er an diesen abgesandt zu haben geglaubt. Wie kam sie in ihre Hände!

„Du bist thöricht, auf dergleichen Gewicht zu legen!“ sagte er in höchster Verlegenheit. „Mein Bruder schrieb mir die Gründe, weshalb er nicht mit der Mutter zur Trauung erschienen. Beide besitzen leider einen unbeugsamen Familienstolz; nur um einen vollständigen Bruch zwischen ihnen und uns Weiden zu verhüten, schrieb ich dieß; ich bereute es, meinem Bruder diese meiner selbst unwürdige Konzeßion gemacht zu haben, schrieb einen andern Brief, seine Vorwürfe entschieden zurückweisend, und glaubte, diesen zerrissen zu haben . . .“

„Das heißt: um sich und diese familienstolze Mutter aus ihren Schulden zu retten, nahmen Sie ein Mädchen, über dessen Herkunft, wie Sie antworteten, allerdings ein unangenehmes Dunkel liege, dessen Pflegemutter, die Ihnen doch so wohl wollte, eine allerdings wenig gebildete Person. Aber der Adoptivpapa werde die Schulden zahlen, Sie würden ihm nach der Hochzeitsreise Alles bekennen und die Mama werde schon dafür sorgen! Hat man Ihnen, habe ich Ihnen, Herr von Walbeck, ein Geheiß daraus gemacht, mit welcher Energie diese Frau meine Abneigung gegen Sie und meines Pflegevaters Widerspruch zu bekämpfen wußte? Sie drängten sich einem Mädchen auf, das Sie nicht lieben konnte und wollte, dessen Geburt Sie jetzt bemäkeln; Sie hatten nicht einmal den Muth, die Ehre Ihrer Gattin Ihrer Familie gegenüber zu verteidigen! Nehmen Sie die Versicherung, daß ich dieß nicht begehre; ist aber Ihre Berechnung eine verfehlte gewesen, so tragen Sie selber die Schuld!“

Mit einem Blick der Verachtung wollte sie ihm den Rücken wenden. Jobst vertrat ihr den Weg.

„Bettina!“ rief er, sich vor ihr auf das Knie niederlassend und stürmisch ihre Hand ergreifend. „Wäre es einem Menschenauge gestattet, in das Herz eines Andern zu blicken, Du würdest die Ueberzeugung gewinnen, daß ich Dich wahrhaft und innig liebe, daß ich jede Stunde, jede Minute, Tag und Nacht Qualen der Folter erdulde durch das Bewußtsein, Dir keinen herzlichen Blick abgewinnen zu können! Du kennst ja nicht die Verhältnisse, die mich zwangen, einen Bruch mit meiner Familie zu verhüten! Ich schwöre Dir mit tausend Eiden, daß, was ich meinem Bruder auf seinen jähzornigen, unverständlichen Brief schrieb, meinem Herzen fremd war; ich wollte ihn und die Mutter täuschen, ihnen

andeutend, ich habe mich ihnen zum Opfer gebracht. Aber ich war nicht im Stande, diese Lüge abzuschicken; ich schrieb das Gegentheil, die Wahrheit, Bettina, beim ewigen Gott, die Wahrheit, denn ich liebe Dich von ganzem, reinem Herzen! Du sollst Alles hören, nur verzeih' diese eine Schwäche, ich flehe Dich auf meinen Knien an und verspreche Dir ihnen gegenüber jede Genugthuung, die Du begehrt, und wär's ein vollständiger Bruch mit der Mutter!“

Er preßte die Hand, die sich ihm entziehen wollte, an die Lippen mit einer Inbrunst, in der sie die Wahrheit hätte erkennen müssen, wenn sie dieselbe begehrt hätte. Er ergriff mit beiden Händen ihren Arm, um sich an demselben emporzurichten, und nannte sie bei den theuersten Namen.

Bettina hörte ihn an, ohne daß auch nur eins dieser Worte zu ihrem Herzen drang.

„Ich bitte um den Brief, Herr von Walbeck!“ antwortete sie mit Ruhe und Würde.

Walbeck, in vollständiger Zerknirschung, hob ihn vom Boden und reichte ihn ihr in knieender Stellung.

„Ich danke Ihnen!“ Sie barg das Papier am Busen. „Wenn es Ihnen morgen genehm ist, reisen wir mit Tagesanbruch nach Wien! Ich will auf dem Heimwege eine Freundin dort begrüßen.“

Walbeck hatte sich erhoben; er wagte nicht, ihr in's Auge zu schauen. Mit herabhängend gefalteten Händen stand er da, rathlos, zerknirscht; er hörte nur ihr Gewand über den Boden rauschen, dann das Geräusch des Schlüssels in der Thür. Er war allein.

Das Abendglüh war eben seinen letzten Feuerschein in das Zimmer. Die Nacht begann zu sinken; graue, weiß gesäumte Wölkchen umtränzten die Gipfel der Bergriesen; lautlose Stille herrschte unten im Garten, nur unterbrochen durch fernes, aus dem Gebirgsthale heraufdringendes Hundegebell.

Jobst stand noch da, zerschmettert durch Bettina's Worte und eigenen Vorwurf. Jenen ersten Brief hatte er in einem Moment geschrieben, in welchem seines schönen Weibes Kälte gegen ihn sein Gemüth verbittert; was ging es seinen Bruder an, ob seine Neigung bei dieser Verbindung im Spiel gewesen; die besonderen Familienumstände hatten ihn veranlaßt, sich seinem Bruder wie ein Opfer derselben hinzustellen, ohne daß ihm sein Herz jene Ausdrücke diktiert. Er liebte sein Weib, er glaubte Bettina's Gegenliebe zu erringen durch unermüßliche Hingebung, und hatte sich bisher zu beherrschen gewußt, wenn seine Geduld sich an ihrer Unnahbarkeit brach.

Und jetzt hatte diese einzige Unachtsamkeit und Zerknirschtheit Alles zu Schanden gemacht! Er durfte ihr nicht einmal Unrecht geben. Seine Aeußerungen gegen den Bruder klangen frivol, herzlos; sie waren nur für einen älteren Bruder wie den seinigen geschrieben.

Die Fledermäuse huschten an dem offenen Fenster vorüber, an dem er zusammengesunken dastand; der Mond warf den Schatten seiner Gestalt über die weißen Zimmerdielen; nur gedämpft drang von unten aus dem Hotel zuweilen ein Laut noch herauf.

Er schaute lauschend zu Bettina's Thür hinüber. Nichts regte sich drüben. Sein Stolz versagte ihm,



wie ein reuiger Schulknabe an ihre Thür zu pochen und noch einmal um Verzeihung zu bitten. In tiefster Zerknirschung verließ er das Zimmer und das Haus, dessen Flur beim Mangel anderer Gäste nur matt beleuchtet. Er wollte hinaus in die Abendluft; die Einsamkeit draußen sollte ihm Rath geben.

Und so lag er auf einem moosigen Steinblock unter einer Rüste, mit deren Zweigen das Mondenlicht ihn wie mit einem beweglichen Netz umstrickte.

„Mein Traum ist zu Ende . . . und nach vier Wochen einer Ehe, in denen ich der Bräutigam meiner Frau geblieben! Du darfst nur eine reiche Partie machen, nachdem Dein Bruder ein armes Mädchen aus gräßlicher Familie genommen,“ schrieb mir die Mutter, „denn Du weißt, wie traurig es um uns steht, wenn wir Alles zurückzahlen müssen, was leider schon verzehrt ist; es kann Dich Deine und Deines Bruders Carrière kosten.“ — Gott weiß, wer ihnen so Nachtheiliges über Bettina's Herkunft gesagt, als die Hochzeit schon vor der Thür; ich liebte Bettina, ich glaubte durch sie auch meine Familie zu retten; aber um diesen Preis nimmermehr! schrieb der Bruder und die Mutter pflichtete ihm bei. Was ist Geburt? Die Nothwendigkeit, daß der Eine von der Fürstin, der Andere von der Bettlerin geboren werde! Es ist wahr, ich hätte nicht um sie werben dürfen ohne ihrer Pflegemutter Versicherung, daß sie adoptirt und reich ausgestattet werde, denn was ist dieses Soldatenleben! Hätt' es nicht seine äußere Poesie, es wäre das eines armen Teufels, der entbehren und gehorchen muß! Man hat wohl nöthig, es mit bunten Farben aufzuputzen! Im Frieden ist man der elend besoldete Knecht der Ordre, der nach fremden Töpfen schießen muß, der Distelfink der Gesellschaft, der so lustig sein buntes Kleid trägt und bei Zeiten sinnen muß, sich in den Hanssamen zu setzen; im Kriege ist man der Landknecht, der Morgens dem Bauern das Huhn vom Hofe nimmt und Mittags vielleicht schon die Kugel in der Brust hat! . . . Ich schätze mich also glücklich vor Tausenden meiner Kameraden, ein so schönes und zugleich reiches Weib gefunden zu haben. Es wäre ja auch Alles noch gut gegangen, hätte mich nicht der Teufel verführt, in einem Augenblick des Ingrimm's diesen Brief zu schreiben und seine Vernichtung zu vergessen! . . . Und was jetzt, wenn ich mit ihr zurückkehre, um das glänzende Heim zu beziehen, das uns die gute Frau inzwischen ausstatten wollte. Ich bin kein Romanheld; mein Dienst und meine Soldatenehre gehen mir über Alles, aber ich werde ein Spott meiner Kameraden, wenn Oppenstein sich nicht in's Mittel legt; und wird er das thun, da er gegen diese Ehe und schon durch das Ausbleiben der Meinigen so verstimmt war? Wird er, wenn sie mich bei ihm verklagt, zu den Opfern bereit sein, um die ich ihn zur Rettung meiner Familie angehen muß, mit der ich als Offizier stehe oder falle?“

Vom Thurm der Dorfkirche hallten zehn gellende Schläge durch das Thal. Er blickte hinüber zum Hotel. Bettina's Fenster waren noch erleuchtet. Langsam trat er den Rückweg an. Hinter der Halde hielt er inne. Bettina, in weißem Nachtgewande,

das im Schein der Zimmerkerzen wie rothes Gold leuchtende Haar aufgelöst über die Schulter wallend, erschien im Fenster, die Arme auf die Bank desselben gelehnt, sehnsuchtsvoll hinausschauend. Er stand, bis sie im Fenster verschwunden, und da war's ihm, als bemerke er im Zimmer den Schatten einer zweiten Frauengestalt.

„Mein Weib seit vier Wochen!“ knirschte er. „Ich schäme mich des Wortes! Diese Reifemarschallsrolle muß ihr Ende haben! Hier draußen, wo uns Niemand sieht, kann ich selber mich schließlich nur verachten, aber daheim werden es auch Andere thun!“

Zunmer das Fenster beobachtend, schritt er auf das Haus zu, begehrte unten in der leeren Gaststube eine Flasche Wein und stürzte den Inhalt einiger Gläser hinunter.

„Es kommt ein Wetter herauf!“ sagte ihm der Wirth. Er hörte nicht und stand auf. „Ein Wetter, ja! Auch mir ist's so!“ brummte er auf der Treppe.

Oben in dem vom Mondenlicht erhellten Flur huschte eine schlanke weibliche Gestalt an ihm vorüber und verschwand in einer der anderen Thüren. Der Kleidung nach war's dieselbe, die er an Bettina's Seite auf der Wiese gesehen.

Nicht wissend, was beginnen, aber erhitzt vom Wein und von innerer Aufregung, stand er im Zimmer. Bettina war noch nicht zur Ruhe. Geschehen mußte etwas zur Rettung seiner Gattenehre; aber das Bewußtsein der eigenen Schuld lähmte seine Willenskraft. Da hinzu kam der Gedanke, daß er einem andern Willen gegenüber, dessen Fähigkeit er kennen gelernt.

Ein Windsturm piff eben durch das Thal, dessen ihm unbekanntes Vorbote die Wölfschen über dem Sattel der Alpen gewesen. Sein geöffnetes Fenster schlug gewaltsam zu, auch das neben ihm in Bettina's Zimmer. Eine Wolke schob sich vor den Mond, ein Donner krachte, der Blitz schlug vor ihm mitten in das Thal, die Felsenwände der Berge erhellend. Er trat an Bettina's Thür und legte fest die Hand auf den Drücker. Sie war verschlossen.

„Deffne!“ rief er mit gebietender Stimme.

Keine Antwort. Er wiederholte sein Verlangen. Wieder umsonst. Das Blut stieg ihm in's Gehirn; die morsche Thür des alten Dorfwirthshauses zitterte unter seinem Druck, das Schloß löste sich von derselben. Er stand vor Bettina, die sich eben, seinen Befehl nicht achtend, ruhig entkleidet hatte.

Mit großen, unwillig erstaunten Augen blickte sie ihm entgegen. Sie beugte sich zu der Kerze, um sie zu löschen; Walbeck's Hand kam ihr zuvor; er stellte das Licht hinter sich.

„Ich habe mit Dir zu sprechen,“ begann er, während sie die Brust mit den Armen bedeckte, ohne Furcht, ihn mit drohendem Blick von sich haltend.

Ein flammender Blick mit der unheimlichen Glut des Hasses gab ihm Antwort. Die Miene der Verachtung, die ihn begleitete, brachte auch sein Blut zum Sieden.

Sie griff schweigend zu dem über dem Stuhl hängenden Peignoir. Walbeck's Auge glitt leidenschaftlich über die junonische Gestalt, als sie bei dieser Bewegung Brust und Nacken preisgab. Dieß



war sein Weib, das ihm nur ein einziges Mal zaudernd die Lippen gereicht — so kalte Lippen, als habe er die einer Marmorstatue berührt; sein Weib, das ihn bisher unter tausend Ausflüchten umhergezerrt! Hier zum ersten Mal, in dieser idyllischen Einsamkeit, an der zu rasten es ihrer Laune gefallen hatte nach dem geräuschvollen Hotelleben, das ihn angeichts fremder Menschen zum Nachgeben gezwungen — hier sah und hörte sie Niemand. Draußen tobte der Sturm, er heulte um die Bergwände, fauste durch die hohen Nüstern.

In beiden erhobenen Armen schwang sie eben das Peignoir über den blendenden Nacken, bleich vor Enttäuschung, von dem eigenen Gatten so überrascht zu sein, das Auge gesenkt.

Ein Donner übertobte ihren Aufschrei. Jobst hatte den Arm um ihren Leib geschlungen, er presste sie an sich, sein heißer Athem berührte ihr Antlitz; ihre Hände suchten machtlos sich unter dem Druck des kräftigen Mannes gegen seine Brust zu stemmen.

Ein Windstoß schnob eben wieder in's Zimmer herein. Das Licht erlosch unter demselben. Dunkelheit deckte das Ringen Beider, das eines in Verzweiflung widerstehenden Weibes, das schließlich ohnmächtig in seinen Armen zusammenbrach und aus demselben wie um Gnade flehend auf die Kniee sank, aber wieder aufschellte und, die Thür hinter sich aufstoßend, in dem dunklen Gang verschwand.

Betäubt, erschreckend vor seiner That, mit schweißbedeckter Stirn stand Walbeck. Er sah die weiße Gestalt vor sich in der Thür verschwinden. Die Vorstellung, mit welcher Heftigkeit sie sich seiner Berührung widersetzt, durchraun sein Gehirn, seinen Rücken wie ein Eisstrom; ächzend presste er die Hände vor die Stirn, die eben sich gewaltsam an Dem hatten vergreifen müssen, was ihm von Rechts wegen gehörte, an seinem eigenen Weibe.

Er trat in die offene Thür, in den dunklen Gang und lauschte athemlos mit wild pochendem Herzen. Der Zidzack des Blitzes erhellte für einen flüchtigen Moment den Flur. Sie war verschwunden.

Geistig todt, das Auge vor dem kommenden Morgen schließend, warf sich Jobst angekleidet auf sein Lager. Kein Schlummer kam in sein Auge, kein Geräusch sagte ihm, daß Bettina in ihr Zimmer zurückgekehrt.

#### Siebenzehntes Kapitel.

Das so wunderbare Wiederbegegnen mit ihrer Freundin war Lola wie eine unmittelbare Gottesfügung erschienen. Als sie sich, durch Walbeck's Erscheinen geschreckt, von Bettina getrennt, war sie, ohne ihren Unglücksgefährten Adieu zu sagen, diesen voraus zum nahen Bahnhof geeilt, um ihr Kofferchen zu holen und für die Nacht ein Obdach in dem Wirthshause zu nehmen.

Vom Fenster aus sah sie die armen Schicksalsgefährten davonziehen, nachdem sie vergeblich nach ihr gesucht; sie hätte es nicht vermocht, ihnen Allen einzeln die Hand zu reichen, aber mit Thränen in den Augen schaute sie ihnen nach.

Mit Thränen! Wie viele hatte sie geweint seit

sie, ohne eine Vorstellung von der Lage und Bedeutung der Stadt, in die man sie sandte, vertrauensselig nach langer Reise in dieser eingetroffen und sich in einem zwar romantisch gelegenen, aber armen Landstädtchen sah, dessen Theater in dem großen Bauernschuppen einer Wiese aufgeschlagen war.

Die weite Reise hatte ihre Baarschaft bis auf ein Geringes gekostet. Der Direktor hatte ihr gesagt, als sie bleiben zu wollen erklärt, er gebe morgen die „Mäuber“, sie solle über Nacht die Rolle der Amalie lernen; sie sei nicht schwer in seiner Bearbeitung. Um sie gleich auch als Sängerin vorzuführen, könne sie zu Anfang des dritten Aktes anstatt „Schön wie Engel, voll Walhallas Wonne“ etwas Anderes zur Gitarre singen; nur dürfe es nichts Lustiges sein, etwa „Freudvoll und leidvoll“ oder dergleichen.

Trostlose Tage und Nächte kamen für das unerfahrene Mädchen, das sich so trotzig flügge gemacht und in die Welt hinausgegangen war. Entbehrung, Demüthigung von Seiten des Schauspielers, Rohheit, Leichtsinns und Galgenhumors ihrer „Kunstgenossen“, beleidigende Anträge von Seiten junger Beamten, Gendarmenleutenants, einiger jungen Gutsbesitzer, endlich des Direktors selbst und als Wohnung ein Dachstübchen über dem Kuhstall — das war Alles, was sie erreicht! Sie mußte lernen, was ihr in die Hand gegeben wurde, Schimpfworte hören, wenn sie „wie eine Gans gespielt“ hatte, weil sie dem Direktor nicht zu Willen sein wollte, und als der Monat um, war der Letztere eines Morgens verschwunden.

Allerdings war eines Abends während der Vorstellung einer Gesangsposse ein fremder Herr erschienen und auch auf die Bühne gekommen, der mit dem Direktor bekannt war, ihr die größten Schmeicheleien wegen ihrer Stimme gesagt, sich ihren Namen notirt und ihr allerlei Versprechungen gemacht hatte; aber er war abgereist und hatte nichts mehr von sich hören lassen.

Das war also die Kunst, von der sie geträumt! Eine Kunst, sein Leben zu fristen, wie der Komiker der Truppe sagte, der sich an die Spitze stellte, um in den kleinen Ortschaften der Umgegend die Vorstellungen fortzusetzen.

Sie war jetzt noch die Glücklichste von ihnen Allen, denn sie konnte zurückreisen, konnte die verpfändete Garderobe wieder erlösen, um daheim sich nicht schämen zu brauchen, wenn sie reuig wieder vor die arme Mutter trat.

Aber es war zu viel, was ihr Bettina gegeben. Sie erschrak, als sie die Goldstücke zählte. Sie pochte deshalb am Abend an Bettina's Thür, aber sie fand diese in einer Aufregung, die sie nicht zu Worte kommen ließ.

„Geh! Laß mich!“ bat Bettina, als Lola ihr gesagt, daß sie drüben bis zum Morgen ein Zimmer genommen. „Vielleicht seh' ich Dich heute noch!“

Angekleidet hatte sich Lola auf das Lager geworfen, um gleichgültig gegen das draußen heraufziehende Unwetter, gegen die erstickende Luft im Zimmer, mit aufathnendem, sich heimwärts sehendem Herzen ihre Pläne zu machen, als die Thür



sich öffnete und Bettina in noch erregterem Zustand hereintrat und sie wieder mit sich in ihr Zimmer zog.

„Ich sehnte mich wirklich nach Dir, Bettina! Du hast mir noch nicht erzählt . . . Aber Du bist so außer Dir. Was ist . . .“

„Frage nicht!“ rief sie. „Was ich gethan, ich hab' es mir leichter in seinen Folgen vorgestellt; aber ich werde sie tragen und überwinden! O, Du weißt ja nicht, es ist eine unerträgliche Qual, von einem Manne gefolgt, ja ich darf sagen, verfolgt zu werden, dessen Berührung mir verhaßt, vor dem ich fliehen möchte, wenn ich seine Schritte höre, vor dem ich zitternd mich verberge, wenn die Nacht kommt . . . o, so viele angstvolle Nächte!“

Lola schaute sie kaum begreifend an. Bettina erschien ihr so groß, so gewaltig.

„Du hast also . . .“ fragte sie zweifelnd.

„Frage nicht! Seine Berührung wäre mein Tod! Aber muß ich ihn nicht auch noch verachten, da er als Mann eine so unwürdige Stellung neben mir duldet? Und was für ein Gefühl könnt' ich denn noch für ihn haben?“

„Aber was soll er denn thun?“ fragte Lola, staunend über die majestätische Pose, in der sie plötzlich vor ihr stand.

„Frage nicht!“ wiederholte sie noch einmal heftig. „Mich aufgeben soll er, mir seine lästige Gegenwart ersparen, wenn er das Ehrgefühl eines Mannes besitzt! Würde ich als Weib dieß erdulden? Hältst Du mich für fähig hiezu?“

„Nein, gewiß nicht! . . . Dich nicht!“ gab Lola, verschüchtert durch Bettina's Exaltation, zu, während diese an das offene Fenster trat.

„Er kommt! Ich sehe ihn dort unten! Sobald er sein Zimmer drüben betritt, geh', Lola, denn ich verschließe das meinige! . . . Noch Eins, was ich Dir sagen wollte!“ Sie ergriff Lola's Arm. „Du kehrest doch heim, nicht wahr? Du könntest mich begleiten bis . . . bis nach Wien! Es ist kein Umweg für Dich. Willst Du?“

„Gern! Aber wird er . . .“

„Es ist mein Wille! Vielleicht reisen wir auch von Wien noch zusammen. Sei morgen bei Tagesanbruch bereit. Hörst Du?“

Lola ging und kaum eine Viertelstunde später schon sah sie Bettina erhitzt und erschöpft wiederum bei sich eintreten. Sie fragte nicht, Bettina's Erscheinung sagte ihr genug. Diese verlangte nur, die Nacht in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen.

„Gott im Himmel, welch' eine Ehe!“ seufzte sie, als sie resignirt, aber zufrieden das Licht löschte und sich zur Nacht auf den elenden Sessel zurückzog. „Ich wenigstens bin aus dieser entsetzlichen Lage gerettet und das soll mir eine Lehre gewesen sein!“

Am frühen Morgen sah Jobst zwei Damen anstatt einer zur Reise gerüstet erscheinen. Bettina's Benehmen war von einer ruhigen Glätte, die ihn unwillkürlich an den Baron Oppenstein erinnerte.

„Fräulein Goldmann, die auf der Reise ist, will so freundlich sein, mich bis Wien zu begleiten,“ stellte sie Lola unbefangen vor. „Wir trafen uns hier durch Zufall.“

Jobst biß sich auf die Lippe.

„Nach Wien! Also auf den Heimweg! Sie kommt meinen Wünschen zuvor. Diese Begleitung wird uns von peinlichem Zwang befreien!“

#### Achtzehntes Kapitel.

Es war Abend, als das junge Paar mit Lola Wien erreichte und im Speisesaal des Hotels in der Leopoldstadt erschien. Der Salon füllte sich. Die Theatervorstellungen waren zu Ende. Rings umher sprach man von ihnen. Beide hörten gleichgültig zu.

Bettina war unterwegs durch ihre Begleiterin theilnahmvoller und gesprächiger als sonst gewesen. Jetzt, wie sie dasaß, noch im Reisegewand, erblickte sie plötzlich, dann wallte das Blut mit doppelter Gewalt ihr zum Antlitz zurück, als sie Lola's Blick begegnete.

Sie hatte neben sich einen Namen nennen gehört, der ihr das Herz erbeben machte. Camill hatte an diesem Abend sein letztes Konzert gegeben; man sprach mit Begeisterung von ihm. Sie lauschte; auch Walbeck hatte den Namen vernommen. Sie gab sich Mühe, gleichgültig zu erscheinen. Und jetzt sprach man weiter von Camill, von seiner die Frauenwelt hinreißenden Person, seinen Erfolgen bei derselben. Eine immens reiche, schöne russische Fürstin, eine junge Wittwe, sollte bis zur Tollheit in ihn verliebt sein; sie hatte ihm heute einen Lorbeerkranz mit Brillantfrüchten überreichen lassen. Man hatte beim Heimgehen auf der Straße erzählt, ihr Wagen habe am hintern Ausgang des Konzertlokals gehalten, die schöne Russin habe ihn nach dem Konzert in ihre Wohnung entführt.

„Welch' ein Glück diese Künstler haben!“ warf Jobst spöttelnd hin. „Aber ich erinnere mich, er hatte ja dasselbe auch bei uns!“

Zu Lola's Wesen war seit ihrem Mißgeschick eine merkliche Veränderung vorgegangen. Sie war in sich gefehrt. Wenn sie mit Bettina allein war, fühlte sie sich eingeschüchtert durch deren exaltirtes Wesen, durch die Gewalt einer Leidenschaft, aus der diese kein Hehl machte; ihr pochte das Herz, wenn sie Bettina mit dem Gatten sah, bei der Frage, was daraus werden solle. Sie empfand also auch, was jetzt eben in Bettina vorging.

Letztere hörte Walbeck's Rede nicht. Sie ward maßlos zerstreut und unruhig. Die Hitze des Tages habe ihr Wallungen verursacht, sagte sie zu Lola und bat diese, sie in ihr Zimmer zu begleiten.

Jobst blieb allein. Auch ihm ward das Herz kleiner, je näher sie der Heimat kamen.

„Wären die verdammten Schulden nicht!“ rief er, die Stirn in der Hand wälzend. „Meine eigenen drücken mich nicht, aber die der Familie! Ich werde in ihr daheim immer einen gegnerischen Advokaten bei Oppenstein haben, und dieser unselige Brief, den ich ihr zurückgab . . . Sie geht auch mit bestimmter Plänen um, will keine Versöhnung. Sie wird also zu einem Skat drängen! Bin ich denn, um des Himmels willen, ein Mensch, der einem Weibe einen solchen Abscheu einflößen kann? Und eine Scheidung nach wenigen Wochen, nach der Hochzeitsreise! Man würde mit Fingern auf mich weisen, meine Kameraden würden über mich lachen; mein Chef, der ohnehin



in sie bernarrt ist, würde rufen: „Herr, in's Dreiteufelsnamen, wie kann man mit einem solchen Weibe unglücklich sein! Und nach der Hochzeitsreise! Sie werden sich zum Spott Ihrer Leute machen!“

Walbeck wußte kaum selber, daß er trank, daß sein Gehirn sich mehr und mehr erhitzte, während er schließlich allein im Speisesaal zurückblieb.

„Unsern Namen hätt' ich vor einer solchen Verbindung wahren sollen, schrieb mein kluger Bruder. Und wenn dieser Name nun durch der Mutter eigene Sorglosigkeit kompromittirt worden wäre, die uns erzog mit fremdem Eigenthum, das ihr gerichtlich noch gar nicht endgültig zugesprochen? . . . Jedes reiche Mädchen hätte ich nehmen sollen, nur diese nicht, schrieb auch sie, und Niemand sagt mir, wo und wie der Makel an ihr haftet! Meines Bruders Gattin sei allerdings arm, aber von fürstlichem Geblüt, und sie werde nie diese Verwandtschaft anerkennen; lieber solle die unvermeidliche Katastrophe über die Familie hereinbrechen, als aus solchen Händen die Rettung zu nehmen! . . . Möchten sie thun, was sie für gut fanden, ich hätte dennoch retten können durch Oppenstein, wäre ich nicht so schwach gewesen, um sie zu versöhnen, diesen Brief. . . Aber mag jetzt mit mir geschehen, was da wolle, die wenigen Tage meines Urlaubs werden nichts mehr ändern, und wenn nach der Heimkehr die Welt nothwendig sich ihre Gedanken machen wird über die Erkaltung zweier Neuvermählten, so mag denn das Verhalten meiner Familie gegen Bettina als äusserer Vorwand dienen. . . Aber auf wie lange?“ . . .

Er suchte sein Zimmer. Das Bettina's war wie immer verschlossen. Aufgeregt, wie er war, ging er mit einem Fluch auf den Lippen zu Bette.

Die Sonne stand schon hoch, als er erwachte. Er erhob sich mit wüstem Kopf und schaute über die Ufer der Donau. Durch den von unten heraufschallenden Straßelärm glaubte er helle Frauenstimmen im Salon nebenan zu unterscheiden. Er schaute nach der Uhr. . . Schon Elf! Es war zwei Uhr gewesen, als er das Lager gesucht. Er horchte an der Thür; es war eine fremde Stimme, die eine drüben.

Während er sich ankleidete, schallte dieselbe Stimme auf dem Korridor an seiner Thür vorüber. Angekleidet trat er wenige Minuten später auf denselben. Lola begegnete ihm; sie kam aus Bettina's Zimmer.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er, sie freundlich begrüßend.

„Sie fuhr speiben mit einer Pensionsfreundin aus, die hier verheirathet ist. Die Dame kam eiligst auf eine Karte, die Bettina ihr gesandt. Ich habe die Bestellung übernommen, daß sie ihrer Freundin versprochen, den Tag mit ihr zu verbringen.“

„So, so! . . . Würde es Ihnen also, mein Fräulein, eine Zerstreung sein, den Tag mit mir zu verbringen?“ fragte er ironisch.

„Ich fühle mich allerdings sehr verlassen hier!“ Lola schien niedergeschlagen. „Ich würde heute schon meine Reise fortsetzen, hätte ich Bettina nicht versprechen müssen. . .“

„Beliebt es, mit mir zu frühstücken?“ Jobst schaute mit steigendem Interesse in das hübsche Gesicht des Mädchens.

„Ich fürchte, daß Bettina. . .“

„Es übel deute oder gar eifersüchtig sein könnte?“ lachte er bitter. „Sie sind ja eingeweiht genug, um zu wissen, daß ich ihr die überflüssigste Person!“

Lola konnte ein Erröthen nicht unterdrücken. Sie wußte ja mehr, als er ahnte. Trotz all' des Dankes, den sie für Bettina hatte, fühlte sie sich doch verlegt, daß diese angesichts ihrer Freundin, einer vornehmen Dame, sich benommen, als sei sie ihr unterbehrlich geworden. „Du kannst Dich ja inzwischen mit Walbeck unterhalten, wie Du es unterwegs so gern thatest!“ hatte ihr Bettina beim Fortgehen etwas pikirt gesagt. Sie folgte also schweigend, ohne Zusage, Walbeck's Einladung.

„Wie heißt diese Dame, diese Freundin?“ fragte er, im Speisesaal ihr gegenüber sitzend.

„Frau von Ertel, las ich auf der Karte. Sie scheint die Frau eines reichen Börsenmannes, auch sehr lebenslustig zu sein, und lud sie zu einer Soirée ein, die sie heute Abend veranstalte.“

„Ohne mich!“ dachte Jobst. „Ich existire für sie nicht mehr!“

Lola errieth seine Gedanken. Auch sie war zerstreut. Was beginnen, wenn sie wieder daheim! Sie hatte ihrer Mutter einen Brief zurückgelassen voll von Begeisterung für den Kunstberuf, den sie erwählt, und Egon hatte ihr dafür einen andern geschandt, der voll Spott, Verwünschungen und Drohungen. Heimwärts mußte sie jetzt; sie hatte gewöhnt, wie so viele Andere, mit einem hübschen Gesicht und einer schönen Gestalt spiele sich die Komödie von selbst, sie hatte auch diese Kunst jetzt von der allerschmerzhaftesten Seite kennen gelernt; aber was Anderes nun ergreifen? Die Flügel, mit denen sie so vertrauensselig hinausgeflettert, waren gestutzt und lahm; oft in ihrem Glend hatte sie reuig an die Mutter und die Geschwister gedacht, aber nach Egon's Brief durfte sie diesen kaum mehr vor die Augen treten.

Im Grunde war sie Walbeck dankbar, daß er sich ihrer annahm; aber auch der arme Mann that ihr leid, wie sie ihn da mit seinen großen blauen Augen vor sich sitzen sah, und wie er unter künstlicher Laune seinen Schmerz zu verbergen suchte. Sie wußte ja auch nach anderer Richtung mehr, als er ahnte. Sie war an diesem Morgen zugegen gewesen, als Frau von Ertel, diese lebenslustige Dame, zu Bettina gesagt: „Du mußt heute Abend bei uns sein, auch ohne Deinen Mann, der, wie Du sagst, sich unwohl fühlt. Der meinige hat für einen Genuß gesorgt, für den Du mir dankbar sein wirst. Unser göttlicher Camillo — wir nennen ihn Alle gar nicht anders — hat, da er an meinen Mann empfohlen war, seine Einladung angenommen und wird uns einige seiner Bravournummern vortragen. Meine Freundinnen würden mich ewig hassen, läße ich sie hiezu nicht ein, und Du darfst auch nicht fehlen!“ . . . Lola hatte gesehen, wie Bettina dabei mit aufglimmendem Gesicht sich abgewendet, dann wieder leichenblau geworden, als ihre Freundin schloß: „Aber nimm Dich in Acht, er ist den Frauen fürchtbar gefährlich; sie folgen ihm wie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln, und es sollte mir leid thun, wenn ich damit auch Dein Herz in Flammen verfechte!“



Und Walbeck, dieser harmlose Mann, wußte nichts davon, er hatte nicht einmal eine Ahnung von dem, was in und mit seiner Gattin schon vorgegangen, ehe sie ihm die Hand gereicht... Gewiß, er war sehr unglücklich, mehr, als er selbst wußte!

Mitfühlend schaute sie ihn an, fürchtend, daß er ein ähnliches Gefühl für sie haben müsse, wenn er sie unter dem Komödiantenwölchlein bemerkt; jedenfalls mußte er es seltsam finden, daß sie, ein so junges Ding, ohne Schutz auf Reisen.

„Sagen Sie mir, wie urtheilen Sie über eine Ehe, wie ich sie mit Bettina führe!“ fragte er, vor sich niederschauend. „Sie sind Ihre Freundin.“

Lola erschrak vor der Frage.

„Eben deshalb bin ich wohl nicht befugt...“

„Doch! Wenn Sie ehrlich sind! Sie sahen, daß ich es an keiner Aufmerksamkeit fehlen lasse! Alles drängt mich zu dem Verdacht, daß vor ihrer Heirath irgend eine andere Liebe...“

Lola erröthete, als er sie so scharf hörend anblickte. Walbeck's Antlitz entfärbte sich jäh. „Ihr Schweigen bestätigt meine Frage!“

„O nein! Sie mißverstehen mich!“

„Ich brauche Ihnen als einer Freundin Bettina's meinerseits nichts zu verhehlen. Ich war wohl blind und... Ich sehe selbst jetzt ein, ich hörte zu sehr auf die Versicherungen ihrer Pflegemutter, die mich blendeten. Wenn ich Bettina sah, täuschte mich mein Entzücken über sie in dem Grade, daß ich nur die Vorstellung hatte: sie wird, sie muß Dich ja wieder lieben! Ihre Mutter versicherte mich stets, sie gehöre zu den Naturen, die nicht äußern können, was in ihnen vorgeht... Ich fürchte aber, ich irrte jetzt, daß sie Grund hatte, dieß nicht zu thun... Aber warum ließ sie geschehen, was wider ihr Herz war? Sie scheut jede Berührung mit mir, als sei sie durch heilige Schwüre vor derselben gehütet. Sie hat sich vielleicht zu einer Entfugung entschließen können, die über ihre Kräfte geht; sie drängt deshalb zum Bruch, ich sehe es, denn sie treibt mich an eine Grenze, an der ich mich selbst verachten muß. Ich bin Offizier, ich unterliege dem Urtheil meiner Vorgesetzten und meiner Kameraden; ein einziges, absichtliches oder unwillkürliches, unbewachtes Benehmen gegen mich in deren Gegenwart, die auch mir Pflichten auferlegt... Ich zittere davor!... Sagen Sie mir Alles!“ bat er, über den Tisch hin ihre Hand ergreifend. „Ich muß wissen! Wer ist dieser Andere? Ich erinnere mich, — aber das ist nur so ein Gespenst, das hier vor meiner aufgereggt grübelnden Phantasie auftaucht... An jenem Abend, als ich Sie in der Soirée bei Oppenstein sah... Ich saß neben ihr... Die Mutter hatte mir an dem Tage schon die bündigsten Versicherungen gegeben... Als jener junge Virtuose auftrat, sah ich sie in einer so seltsamen Erregtheit... Aber ich entschuldigte sie, die Damen alle waren ja hingerissen... Sagen Sie mir,“ — er preßte heiß und heftig ihre Hand, sie ansehend, die gesenkten Augen zu ihm aufzuschlagen, damit er darin lesen könne — „ich beschwöre Sie um Wahrheit, Aufrichtigkeit! Wenn ich den Muth hätte, sie selbst zu fragen, sie würde nicht zögern, mir den Todesstoß zu geben... Es ist Feigheit,

daß ich von Ihnen zu hören begehre... Gestehen Sie mir die Wahrheit!“

Lola, auf diese Frage am wenigsten vorbereitet, machte Miene, sich wie verletzt zu erheben und dadurch ihre Verlegenheit zu decken. Er hielt krampfhaft ihre Hand.

„Herr von Walbeck,“ sagte sie, „es ist unpassend von mir, in Bettina's Abwesenheit mit Ihnen... Ich fühle es bereits vorhin. Sie verzeihen mir...“

„Sie weigern mir die Antwort, weil Sie die Wahrheit verweigern, die Lüge scheuen! Ich bedarf dieser Antwort nicht mehr!“ — Jobst ließ ihre Hand und starrte sie mit von Ueberzeugung entstelltem Gesicht an. „Ich bitte Sie nur um Eins! Lassen Sie mich jetzt nicht allein! Gönnen Sie mir den Trost, eine Seele bei mir zu haben... Ihre Gegenwart wird mich von einer Tollheit abhalten... O, ich reime mir ja Alles! Deshalb drängte sie plötzlich hieher, deshalb wechselte sie so verrätherisch die Farbe, als dort an jenem Platz gestern Abend der Name genannt wurde; die Qual der Eifersucht mochte sie plötzlich foltern, als man von einer russischen Fürstin sprach... Ist es nicht fürchterlich, unerhört! Mit dem Verrath im Herzen reichete sie mir die Hand! Das Weib eines Soldaten, dessen ganzes Dasein bis in den intimsten Winkel hinein durch die Rücksichten für seine Stellung beherrscht wird, es jagt einem fahrenden Musikanten nach, den eigenen Gatten verhöhnend, mit dem es vor wenigen Wochen erst an den Altar getreten... mit einer Lüge im Herzen!“

„Und meine Mutter, mein Bruder!“ Er verhüllte, die Arme auf den Tisch stützend, beschämt das Antlitz. „Aber fürchten Sie sich nicht vor mir!“ bat er, wieder aufblickend, da sie theilnehmend ihren Platz ihm gegenüber behielten. „Sie sollen mich wieder ruhig sehen! Einem Soldaten ist nicht gestattet, was Andern vergönnt sein mag! Diese Zunge ist geknebelt, diese Hände sind gebunden durch die eiserne Kette des Dienstes! Fürchten Sie keine Erzeße! Was ist denn hinzugekommen zu meinem Unglück! Nichts als die Erkenntniß der Umstände, die es mir bereiteten! Gebe der Himmel ihr nur so viel Kraft, diese unselige Leidenschaft einstweilen vor der Welt zu verbergen! Was in mir vorgeht, was ich erdulde, ich muß es ja auch in mich verschließen, wenigstens so lange, bis... Mein Gott, ich weiß ja noch nicht, was ich in einer Lage, wie der meinigen... Mit Bewußtsein gelogen hat sie das Wort, das sie vor dem Altar gesprochen, verhöhnt den Segen des Priesters schon von dem Moment ab, da er auf seinen Lippen erklungen, verhöhnt auch mich, dem sie diese Lüge gesagt! Jede Stunde von dem Abend ab, wo sie ihre Pflegeeltern verließ, jede Minute, in der ich nur um einen Schimmer ihrer Zuneigung so vergeblich rang, steht mir jetzt klar in ihrer Bedeutung vor Augen. Ich verstehe jetzt jeden ihrer Blicke, der mir sagte: ‚Du ringst umsonst, warum warst Du der Thor, meiner Lüge zu glauben!‘ Aber was kann ein Mädchen vermögen, das daheim auf Händen getragen wurde, das Dasein, die ganze Existenz eines Mannes zu vernichten, der ihm nichts zuleide gethan, als



daß er es liebte, daß er Derjenige war, dem von ihrer eigenen Pflegermutter gesagt und wiederholt wurde, er sei der Mann, der sie glücklich machen könne und solle! . . .

Lola fand sich in der peinlichsten Lage. Sie hätte ihm all' das erklären können, aber ihr Herz pochte schon in der höchsten Angst. Sie hatte ihm nichts verrathen, wenigstens nichts gestanden; was er klagte, war seine eigene Erkenntniß; sie hatte noch nicht die Möglichkeit gefunden, ihn auch nur zu beruhigen; ihm galt Alles als fraglose Wahrheit.

Inzwischen, wie sie ihn da in seinem Schmerze sah, kämpfte sie selbst mit einem in ihr aufsteigenden Interesse für diesen Mann. Sie hatte bisher an Bettina geglaubt, in derselben eine großartig angelegte Natur gesehen, in der nur mächtige Instinkte leben konnten, und zu deren Neuerungen hatte sie mit Staunen aufgeblickt. Und wie es in der Natur des Weibes liegt: dieser Mann, der jeder Andern schön, gut und liebenswürdig erscheinen mußte, drängte ihre Freundschaft für Bettina in den Hintergrund, die ohnehin auf so eigenthümlichen Füßen stand. Aus Dankbarkeit für diese hatte sie gegen ihn Partei genommen, aber schon auf der Reise hieher hatte sie Bettina nicht begriffen und seine Langmuth bemitleidet. Und Bettina hatte auch sie heute Morgen schon fühlen lassen, sie werde ihr hier überflüssig sein. Nur um nicht mit dem lästigen Gatten allein reisen zu müssen, dafür war sie ihr willkommen gewesen.

Aber sie verrathen . . . nimmermehr!

„Herr von Walbeck,“ sprach sie eingeschüchtert, „ich wiederhole Ihnen, Sie haben mich mißverstanden! Bettina und ich, wir kennen uns nur sehr oberflächlich, ich habe ihr Vertrauen nicht. Unsere Wege führen uns auch hier wieder von einander. Sie ist eine reiche Frau, ich bin ein armes Mädchen, das — warum es verheimlichen — aus Noth ein unglückliches Engagement fern von der Heimat annehmen mußte; ich danke Bettina die Mittel, wieder zurückkehren zu können. Unverzeihlich wäre es von mir . . .“

„Ich verstehe Sie!“ Jobst hatte in seiner Stimmung nur nothdürftig den Sinn ihrer Worte erfaßt; er erschien ruhiger, aber mit einem Entschluß beschäftigt. „Ich überlegte eben,“ setzte er zerstreut hinzu, „ob es gerathen, den Clat selbst hervorzurufen und diesem Musikanten im offenen Kampf eine Kugel in seine lorbeergrüne Stirn zu jagen und darnach meinen Abschied zu begehren, oder ob ich es auf diesen ankommen lassen, die lächerliche Rolle des Seladon aufgeben und sie empfinden lassen soll, daß sie sich unter die eiserne Hand eines Soldaten begeben, der seine Ehre zu wahren versteht.“

Lola schaute ihn erschreckend an. Dieses so gutmüthige Gesicht erschien ihr plötzlich so drohend und entschlossen.

„Ich glaube, vier, bald fünf Wochen des unermülichsten und undankbarsten Minnedienstes hätten wohl Anerkennung, wenigstens einigen Lohn verdient; ich sehe aber, daß ich mich ihr dadurch nur als verliebter Schwächling gezeigt, der sich ahnungslos bis hieher konnte führen lassen. Und hier mag's denn genug sein! Aber sehen und hören will ich erst, damit mich selber kein Vorwurf treffe. Gestatten

Sie mir die Frage,“ — er nahm, wie erleichtert durch einen Entschluß, einen andern Ton an — „wann gedenken Sie zu reisen?“

„Heut Abend!“ Lola's Stimme klang gepreßt. Der Gedanke an ihre Heimkunft war ihr ein so schwerer.

„Verweilen Sie einige Tage noch, um meinzuwollen, wenn ich berechtigt bin, Sie zu bitten!“ Und da sie stumm blieb: „Wie war der Name dieser jungen Frau, ihrer Freundin?“

Lola zögerte. Aber ihr fehlte jeder Grund zum Schweigen.

„Frau von Ertel, so meine ich auf der Karte gelesen zu haben. Die Frau eines Bankiers.“

„Und Sie beabsichtigte auch, am Abend jener Einladung zu folgen?“

„Ich weiß es nicht!“ Lola ward's immer banger um's Herz, je stiller er erschien. Sein Auge blickte so seltsam; seine Ruhe war erkünstelt. Der Name Ertel schien eigenthümliche Wirkung auf ihn zu üben.

„Würde Ihnen eine kleine Promenade mit mir Vergnügen machen?“ fragte er, sie überraschend. „Wir sind vermuthlich Beide hier unbekannt. Die Luft wird mir wohl thun. Ich würde Sie einladen, mit mir am Abend das Theater zu besuchen, aber ich denke mich Herrn von Ertel selbst vorzustellen, an den ich zufällig Empfehlungen habe.“

Lola erschrak so heftig, daß sie sich erhob. Walbeck sah darin nur die Bereitwilligkeit, ihn auf die Promenade zu begleiten. Er führte sie hinaus und sie folgte ihm mit angstvoll pochendem Herzen. Schlimmere Wendung hätte die Sache nicht nehmen können. Sie wollte fort, heut Abend noch, ehe sich Beide in jener Gesellschaft trafen, denn sie stand als Berrätherin vor Bettina.

Jobst war merkwürdig gefaßt auf der Straße; er scherzte sogar; Lola's Gedanken kehrten aber immer auf denselben Punkt zurück, bis sie einen Vorwand gefunden, die Promenade abzubrechen und auf ihr Zimmer zu eilen.

Walbeck zog es wieder über die Donau in die Stadt zurück. Der Zufall führte ihn zum Café Daun, dem Offizierkaffeehaus. Schon in der Thür desselben fühlte er sich von zwei Armen umschlungen — einer seiner früheren Kameraden, der in die österreichische Armee übergetreten, preßte ihn freudig an sich und schleppte ihn mit sich in die hinteren Räume, um zu plaudern.

„Aber Du siehst nicht gut aus!“ rief Lieutenant Dettinghaus nach hundert Fragen. „Du hast aus Gesundheitsrücksichten Urlaub genommen?“

Walbeck hatte ihm verschwiegen, daß er auf der Hochzeitsreise; Kamerad Dettinghaus vermuthete also, er sei allein.

„Du hast Bekannte hier?“ fragte er.

„Nein!“

„Aber Zerstreung thäte Dir gut! Willst Du, so führe ich Dich heute in einen unserer heitersten Kreise ein. Die Frau des Hauses ist ein interessantes, lebhaftes junges Weib, der Mann zwar schon bei Jahren, aber er versteht zu leben; und die Hauptsache ist: Frau von Ertel bereitet ihren Gästen heute einen Kunstgenuß! Balsabo, der vergötterte Camill,



wird heute dort seinen Zauberbogen führen; man verspricht sich einen herrlichen Abend, wie man ihn in dieser kunst sinnigen Familie gewöhnt ist."

Ein Sturzbach, wenn er sich über Walbeck's Haupt ergossen, würde dieselbe Wirkung auf ihn gemacht haben wie dieser Name. Das Halbdunkel des Kaffeehauses verbarg dem Kameraden Walbeck's Todesblässe. Nur als dieser das Kinn auf die Brust senkte, ward er aufmerksam.

"Laß uns hinausgehen! Es ist zu heiß hier!" bat Jobst auffpringend. Sein Kamerad folgte ihm auf die Straße. Hier hingte Walbeck sich in dessen Arm.

"Ich nehme Deine Einladung an! Ich langweile mich hier!" sagte er, den Arm drückend. "Aber ich bitte um Eins: stelle mich dem Herrn unter einem andern Namen vor; ich habe meine Gründe."

"Meinetwegen! Uebrigens wird eine Anzahl von Gästen da zusammenkommen; willst Du unbeachtet sein, so werde ich Deinen Namen so murmeln, daß er nicht verstanden wird. Wo treffen wir uns um zehn Uhr? Mein Dienst beschäftigt mich bis dahin."

"In demselben Kaffeehaus. Ich werde prompt sein."

Mit wild arbeitendem Herzen irrte Jobst allein in den Straßen umher. Der Tag war noch so lang. Er sah sich bereits im Glanz der Lustres, inmitten der Gesellschaft, und ... Bettina ...

Sein Blut kochte, seine Hände ballten sich. Er sank im Stadtpark ächzend auf eine Bank und starrte Pläne schmiedend vor sich in den Kies.

Dieser Verrath war himmelschreiend. Abgefartert erschien ihm Alles. Und diese kupplerische Wiener Freundin! Und er, der Dupe eines umherziehenden Musikanten! ... Den Tod schwur er ihm mit knirschenden Zähnen ... Und doch war Jener vielleicht weniger schuldig, als sie! Was fragte ein Mensch wie dieser nach einer Frauentugend! Ein abenteuernder Virtuose, dem sich die Weiber an den Hals warfen! Sie war die Schuldige! Und klar ward ihm jetzt Alles. Dypstein hatte ihm ja erzählt, daß er den jungen Künstler schon in Nizza kennen gelernt und in sein Haus gezogen, daß er auch in München trotz seines Unwohlseins ihn habe anhören müssen ... Schon in Nizza mußte Bettina also ... und in München noch hatte sie ihn gesehen ...

Eisig lief es ihm über den Rücken. Mit diesem Verrath im Herzen war sie sein Weib geworden; über den feierlichen Kirchenakt hinweg, und als sei ihr dieser nur eine Farce gewesen, hatte sie den strafbaren, verbrecherischen Muth, ihrer geheimen Leidenschaft fortzuleben, in ihrem Gatten einen Lästigen zu sehen, der ihr nur im Lichte stand ...

"Hölle und Teufel," knirschte er, "trübe ich nicht den Noth des Königs, wäre ich frei wie Andere, Herr meines Willens ... Aber ich werde ihn ja dennoch ablegen müssen, auch mein Bruder, der sich ein Weib aus fürstlichem Geschlecht nehmen konnte, mir die Rettung der Familienehre vor den Gläubigern überlassend, und sich trotzdem noch zum Richter über mich aufwarf ... Zum Richter! ... Daß er aber Recht haben mußte, er und die Mutter! ... Was wissen sie von ihr und ihrer Herkunft? Warum sind sie nicht offen gegen mich?" ...

Er erhob sich und taumelte sinnverwirrt durch die Anlagen. All' seine Gedanken galten schließlich nur dem Abend. Er wollte sehen, von ihr unbemerkt wollte er beobachten, und dann ... Hier war er zu Ende.

Es war Abend, als er heimkehrte. In seiner Stimmung war es ihm nicht eingefallen, daß seine Gattin zu dieser Soirée erst Toilette machen müsse. Die Stubenmagd sagte ihm auf seine Frage, die gnädige Frau habe sich bereits umgekleidet und sei, nachdem sie wahrscheinlich auf ihn gewartet, fortgefahren.

Auf seinem Tisch lag ein Zettel. Lola schrieb, sie erwarte ihn in ihrem Zimmer. Er fand sie vor dem gepackten Reisekoffer.

"Es war mir ein Bedürfnis, Ihnen Adieu zu sagen! Ich reise morgen zeitig. Bettina nahm noch meine Hilfe bei ihrer Toilette in Anspruch." Lola sprach das sehr verstimmt, sogar traurig.

"Seit wann sind Sie ihre Kammerjungfer?" fragte Jobst bitter.

"O, es war nur ein Freundschaftsdienst! Sie haben Bettina den Tag hindurch nicht gesehen?"

"Wie Sie fragen!"

"Habe ich Sie irgendwie verlegt, Herr von Walbeck?" Lola ließ sich nieder und faltete die Hände im Schooß.

"Ja! Sie waren nicht aufrichtig! Sie wußten nothwendig auch, wen sie in dieser Soirée finden werde."

Lola starrte ihn erschrocken an. Sie sah erst jetzt, wie bleich und weiß sein Gesicht.

"Herr von Walbeck, ich fühle mich schon verlassen und unglücklich genug, um Schonung erwarten zu dürfen. Bin ich schon gestraft für meine Unbesonnenheit, mich so allein in die Welt hinaus zu wagen, so wünsche ich doch nicht ..."

Jobst sah, daß das Mädchen Thränen im Auge hatte. Die Verlassenheit, die Ausichtslosigkeit, dazu noch ein herrisches Benehmen Bettina's heut Abend gegen sie, die ihr vorgeschlagen hatte, sie könne als Gesellschafterin bei ihr bleiben — Alles hatte den Muth des Mädchens wieder gebrochen. Bettina, die sich jetzt als reiche Frau erschien, war ihr gleichgültig geworden, für Walbeck empfand sie aufrichtiges Mitleid.

"Sie müssen meiner Stimmung schon Einiges zugute halten," sagte er, ihre Hand nehmend. "Sie haben auch Recht, wenn Sie mir einen Verweis geben; was können Sie dafür, daß ich ein Narr war. Reisen Sie mit Gott, und sollten wir uns nicht wiedersehen ..."

Lola behielt unbewußt seine Hand. Sie erhob sich. "Herr von Walbeck," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, "ich bin ein verzogenes, thörichtes Geschöpf, ich habe mich sehr unglücklich gemacht, als ich, die Uehre von meinem Haupt zurückweisend, die mein Vater durch seinen Bankerott über uns brachte, eigensinnig in die Welt hinausging, wo mir auch nur die Wahl zwischen der Schande oder der Flucht in die Heimat zurück übrig blieb. Mir graut vor meiner nächsten Zukunft, aber so unglücklich wie Bettina hoffe ich nicht zu werden. Ich habe Ihre Ruhe und Langmuth bewundert; Sie konnten nur so



handeln, weil Sie Bettina lieben, sie aber will blindlings in ihr Verderben rennen; ihre Phantasie ist krank. Sie werden einen harten Stand haben, denn sie ist eine starke, schwer zu bändigende Natur. Ich will diesen Kampf nicht sehen, denn mir steht ein solcher mit dem eigenen Schicksal bevor... Leben Sie wohl! Es ist spät!" Sie wandte sich ab.

Walbeck hatte innerlich erzitternd das Mädchen angehört. Warnung und Zweifel an seinem Gesingen enthielten ihre Worte. „Es ist spät!" hatte sie mit so eigentümlicher Betonung ausgesprochen, und das mahnte ihn, daß er nicht zu spät kommen solle.

„Nur Eins noch!" rief er. „Werde ich Sie wiedersehen?"

„Vielleicht!" Sie verschwand, ohne zurückzuschauen, in dem Kabinet.

Jobst stürzte mit verworrenen Sinnen hinaus. Mit Ueberstürzung und zitternden Händen kleidete er sich um. Ein harter Gegenstand fiel dabei aus dem Koffer auf den Boden; er hob ihn auf und steckte ihn zu sich.

Hals über Kopf, als gälte es, sich in einen Abgrund zu stürzen, rannte er zum Hotel hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Ziffern und Zahlen.

Von  
B. Oulot.

Wenn es etwas gegeben hat, das ich weniger begreifen konnte als alles Andere, das mir stets ein siebeniegelverschlossenes Buch geblieben, so ist es die Mathematik gewesen. All' die Ziffern und Zeichen, Minusse, Plusse und Ixe, Quadrate, Birkel, Tangenten, Logarithmen und Kubikwurzeln haben sich mir nie verständlich zu machen gewußt. Die Addition ist die einzige Rechenform, welche mich nicht abschreckt; Divisionen sind mir schon antipathischer und sind gar Dezimalbrüche dabei, so will ich absolut nichts mehr davon wissen. Der pythagoreische Lehrsatz hat sich mir nur eingepägt dank eines Bildes in den „fliegenden Blättern", in welchem Pythagoras auf der Sonntagspromenade vorgestellt war, in Begleitung seiner Gemahlin, der alten Frau Hypotenuse, und seiner beiden auf Urlaub gekommenen Söhne in Kathetenuniform. Dennoch will ich das gegenwärtige Kapitel den Zahlen widmen, um der Hochachtung, ja der Begeisterung Ausdruck zu geben, welche mir die Philosophie der Zahlen und die Poesie der Zahlen einflößt!

Ziffern erfreuen sich zwar keines liebenswürdigen Rufes, und Poesie wird ihnen schon ganz und gar abgesprochen. „Trocken", „langweilig", „prosaisch", „kalt", das sind so die Attribute, mit welchen diese Verkommenen zumeist genannt werden. Gegen solche Anklagen könnten sie auf „Nichtschuldig" plaidiren; ja sie könnten vor Allem zu ihrer Vertheidigung angeben, daß sie überhaupt nicht existiren. Ziffern sind an sich nichts; sie sind nur die Zeichen von Zahlen. Und Zahlen sind an sich recht nichts — denn sie sind nur die Form unserer Auffassung vom Verhältnis der Dinge. Kann man sich zum Beispiel ein absolutes, für sich bestehendes, abstrahirtes „Fünf" denken? Das gibt es in der ganzen Welt nicht. Wohl haben wir an der Hand einen Daumen, einen Zeiger, Mittel-, Gold- und kleinen Finger — aber daß diese Dinge zusammen „fünf" bilden, das ist nur unsere vergleichende Proportionsidee. Das Fünffsein unserer Finger fällt weder als Ereigniß die Zeit, noch als Substanz den Raum aus — es ist also überhaupt nicht. Aber trotz dieser zeitlichen und räumlichen Nichtexistenz der Zahlen ist doch deren Erinnerung der schönste Triumph des menschlichen Verstandes, und deren Anwendung bietet die einzig unumstößliche Sicherheitsgewinnung: Zahlen beweisen.

Was wir in Ziffern auszudrücken vermögen, ist eine der Wirklichkeit abgerungene Erkenntnis, auf deren nimmer schwankende Beharrung wir fortan rechnen können. Was einmal gemessen, gemogen und gezählt ist, das ist auch — wenigstens nach einer Seite hin — erkannt und zwar auf eine Weise, welche keinen Zweifel mehr zuläßt. Das ist das Schöne an den in Zahlen zu formulirenden Erkenntnissen, daß sie eine feste, nicht den geringsten Widerspruch zulassende, leidenschaftslose Sicherheit mit sich führen. Annahmen, die sich nicht auf

gleiche Selbstevidenz berufen können, sollten niemals apodiktisch auftreten, sich nicht auf Ueberzeugungseifer stützen wollen, sondern einfach sich als Hypothesen, als Vermuthung, als gute Hoffnung oder sonst mit einem bescheidenen Namen einführen, nicht aber, je unsicherer sie sich fühlen, desto lauter behaupten, daß sie „Wahrheit" seien. Der Triumph der Mathematik wird vollständig erglänzen, wenn die Methode, welche der rechnende Geist zu der Unterjochung des Materiellen gebraucht, auch in analoger Weise auf die Ergründung ideeller Wahrheiten angewendet werden wird. Die Formeln müßten natürlich verschieden sein; denn mit Ziffern, welche Schwere, Ausdehnung und Anzahl körperlicher Dinge bezeichnen, ließe sich das Immaterielle nicht adäquat ausdrücken. Ich will nur sagen, daß die Methode, und besonders die Strenge derselben, eine gleiche sein sollte. Die Analogie fällt in die Augen: Logik ist weiter nichts, als die Arithmetik des Verstandes. Ein rationaler Schluß und eine Regel de Tri beruhen auf demselben Verfahren. Jede unsinnige Behauptung ist ein geistiger Rechenfehler. Ob ich sage, 5 und 3 macht 17, oder ob ich behaupte, daß der Freitag ein Unglückstag sei: in beiden Fällen habe ich das Verhältnis der Dinge zu einander nicht richtig verstanden. Ursache und Wirkung stehen zu einander in genau so mathematisch unfehlbaren Beziehungen, wie die zifferbaren Gewichte und Ausdehnungsproportionen der Körper. Freitag und Unglück stehen aber zu einander in gar keiner Beziehung: sie in Zusammenhang bringen, ist sogar ein noch größerer Fehler als das angeführte „5 und 3 macht 17", denn es fehlt das gemeinsame Maß; es ist, als würde man sagen: „5 Ellen und 3 Pfunde betragen 17 Stunden."

Leider ist die Absurdität der gangbaren Ideenrechenfehler nicht immer so auffallend und so leicht nachweisbar, wie die mit Zahlen begangenen Irrthümer; aber man kann mit Sicherheit annehmen, daß jede falsche Behauptung auf irgend einen unlogischen, also geistig falsch berechneten Satz zurückzuführen ist. Mit den Zifferrechnungen nimmt man es sehr genau. Zeigt sich da der geringste Widerspruch im kleinsten Bruchtheil eines Facit, so wird so lange nachgerechnet, probirt und der Fehler gesucht, bis sich der Widerspruch gelöst hat, weil man gewiß weiß, daß ein solcher nicht in Wirklichkeit bestehen kann, daß daher ein Irrthum vorliegen muß. Aber, großer Gott, wie viele Lehrsätze, Glaubenssätze, Lebensansichten und dergleichen läßt man ruhig stehen, trotz der in ihnen sich stößenden, einander aufhebenden Widersprüche!

Kehren wir zu den Zahlen zurück. Auch Gerechtigkeit, dieser hohe ethische Begriff, ist moralisches Gleichgewicht, mithin ein Zahlenverhältnis. Das Verständnis der Unendlichkeit und Ewigkeit wäre uns, da diese Dinge ganz außerhalb unserer Erfahrung liegen, nie zugeführt worden, wenn unser Geist die Zahlen nicht erfunden hätte. Doch nachdem er mit diesen zu denken begonnen, anfangs nur die Finger seiner Hand, später vielleicht die Schafe seiner Herde zählend, hat er immer mehr und mehr damit verglichen, aneinander gereiht, kombiniert, summiert, und erkannt, daß zu jeder Ziffer noch eine hinzugebracht werden kann, und noch eine — daß überhaupt gar kein Grund



vorhanden sei, mit dieser Gedankenoperation aufzuhören, und so war das erste Erfassen des Unendlichkeitsbegriffes geschehen.

Das Verständniß von der erhabenen Unwandelbarkeit der Weltordnung, von der untrüglichen Festigkeit der Naturgesetze, hätten wir wohl auch nie erlangt, wenn wir nicht gelernt hätten, mit unseren Zirkeln und mit unseren Meß- und Wägeninstrumenten die uns umgebenden Erscheinungen auf ihre nimmerschwankende Zahlenfestigkeit zu prüfen. Welch' einen Einblick in die Oekonomie der Natur danken wir allenthalben den gezeigten Beobachtungen; welch' komplizierte Genauigkeit in der Anordnung alles Seins haben wir so bewundern gelernt; welche Großartigkeit in der Anhäufung der hohen Zahlen und in der Bruchtheilung der Einheit!

Betrachten wir einige bezifferte Beispiele:

Ein Weizenkorn trägt 10 Aehren; eine Aehre gibt 80 Körner; in der zweiten Ernte 640,000, in der dritten 512 Millionen und in der vierten 4 Milliarden Körner. Was ist aber diese Fruchtbarkeit im Verhältnis zu den Wohnpflanzen, welche 32,000, oder den Tabakpflanzen, welche 360,000 Körner tragen? Dieß der Reichthum in den Vermehrungsproportionen der Natur. Weitere Zahlengeschichten: die Sporen der Kryptogamen sind zu Tausenden in Saftbläschen enthalten, welche so klein sind, daß erst mehrere Hundert davon die Größe eines Stachnadelkopfes betragen. Ein Zellengewebe kann sich in einer Minute zu 60 Millionen vervielfältigen. 47 Millionen Koralleninsularien wiegen 1 Gran. Von den rothen Algen, welche am Meere lange Strecken roth färben, gehen 40,000 auf einen Millimeter. Das über die ganze Erde verbreitete Eruptivgestein der mittelternären Zeit weist Basalte auf, welche, nach Fischer's Berechnung, 350 Millionen Jahre zum Abkühlen gebraucht haben. Der Kern der Kometen, welcher der kompakteste Theil daran ist, ist nur neunmal dichter als die Luft, die in unseren ausgeschöpften Luftpumpen zurückbleibt; der Kometenschweif aber hat eine noch 10 Billionen mal geringere Dichtigkeit. Ueberall, wo wir nachrechnen, ungläubliche Zahlen! Was wir immer messen, ob Großes, ob Kleines; ob Ausdehnung, Dichtigkeit, Dauer, Akkumulation, Notation, Vibration, — immer Wunderbares!

Auf dieses mächtige Gedankenwerkzeug, genannt die Zahl, sind die herrlichsten Entdeckungen des menschlichen Geistes zurückzuführen. Mittelt eines imaginären Liniennetzes, das wir über unsern Globus gebreitet, mittelt eines in Grade eingetheilten Meridians können wir uns auf allen Punkten der Erde orientiren; mittelt Grad und Winkel, die wir am Lichtstrahl messen, haben wir unsere Sonde sogar in jene anderen Welten geworfen, die dem rechnungsunfähigen Blicke wohl nur wie flimmernder Auspuß des Himmelsplafonds erscheinen, die aber dem zahlenbeherrschenden Geiste eine solche Reihe von Wundern erschließen, daß er von Andacht durchschauert wird. Wenn man überdenkt, daß jene bleichleuchtenden Nebel Myriaden von Sternen sind; wenn man die Millionen von Erdweiten berechnet, durch welche das Licht im Aether zittert, um uns Kunde von Sonnen zu bringen, welche so und so viel mal größer als unsere Sonne sind, deren ganzes System nur ein Musterbildchen ist von den anderen, in der Milchstraße aneinandergereihten Weltsystemen... Wenn man solche Gedanken gedenket, begeistert, bewunderungschwindelnd zu fassen versucht, so heißt das wohl mit Zahlen beten!

Der Zifferweisheit danken wir die Erkenntniß vom berühmten Gesetze der „großen Zahl“, welches bei Ueberzählung von Thatfachen eine stets wiederkehrende Durchschnittsicherheit aufweist, und uns so auf die scheinbar verwickeltsten Fragen klare Antwort gibt. Wenn wir nach Grundlügen handeln, so thun wir dieß nicht nur aus moralischem Gefühle, sondern wir folgen klugermassen den Maximen, welche sich sozusagen als ein Durchschnittsergebniß der gesammelten Menschheits-erfahrungen unbewußt ergeben haben. Die Ausnahmen, das

heißt die schwankenden kleinen Zahlen zeigen gar oft, daß gewisse Grundzüge unbewährt bleiben, daß trotz des bekannten „Ehrlich währt am längsten“ dennoch manche Betrüger floriren; daß Lotteriespieler ein Vermögen gewinnen, daß Traviatas von Fürsten geheirathet werden; aber die große Zahl zeigt doch, daß die grundsätzlichen Ansichten im Rechte sind: daß der Betrüger zu Schaden kommt, der Spieler zu Grunde geht, die Traviata im Spitale stirbt.

Was gibt es wohl auf dieser Welt, das sich nicht beziffern ließe? Die Wallung des Gefühls? Der Pulsometer kann genau die Schläge zählen, die das von Haß, Liebe oder Furcht bewegte Herz in der Minute pocht. Die Effekte der Kunst? Hier ist die Zahl erst recht im Spiele. Was ist Harmonie Anderes als Zahlenverhältniß? Wenn unter den Tausenden von Schwingungen eines wohlklingenden Akkordes nur einige fehlen würden, so wäre der Akkord schon falsch. Eine aufgelöste Dissonanz, die beruhigend oder entzündend unserem Sinne schmeichelt, ist weiter nichts als — nach momentanem Rückhalt — das Eintreten der richtigen Schwingungszahl; der befriedigende Dreiklang am Schluß eines Stückes ist sozusagen die Summenziffer der in den letzten Taktten enthaltenen Additionskolonne. Jeder Wohlklang der Intervalle beruht auf Uebereinstimmung der Zahl. Unbewußt ist die Musik eine Rechnerin mit Tönen. Und die Schwesterkunst Malerei — könnte sie wohl der Zahl entzathen? Sind die Prismenfarben nicht gleich den schwingenden Tönen gezählt, — ist Perspektive nicht strengstes geometrisches Verhältniß? Und die Dichtkunst, wird sie nicht vom Rhythmus getragen? Und die Anmuth der Tanzbewegungen, die Schönheit der architektonischen und skulpturalen Werke — beruht sie nicht auf Linienharmonie?

Die Natur geht überall nach mathematischen Regeln vor, in den elliptischen Kurven der Sternenspindel sowohl, als in der Bildung der Krystalle. Alle Formen der letzteren lassen sich auf Systeme von drei oder vier geraden Linien beziehen. Gewaltige und dabei haarspaltgenaue fehlerfreie Rechnungen füllen rings die Welt. Da, wo die Menschen jenen arithmetischen Mysterien auf die Spur kommen, wo es ihnen gelingt, jene Regeltrenge, jenes Ebenmaß, jenen Zahleneinklang herauszufühlen, nachzurechnen oder nachzuahmen, da werden sie Weise, Gelehrte oder Künstler genannt.

## M o s a i k.

Doktor und Feldmarschall. Blücher, welchen die Berliner Universität zum Doktor der Philosophie creirt hatte, war bei Fürst Hardenberg zur Tafel. Auch der derb-witzige Arzt Dr. Heim war anwesend. Dieser ergriff das Glas und rief: „Es lebe der Doktor unter den Feldmarschällen, Fürst Blücher!“ Der alte Vorwärts stand auf und antwortete lachend: „Es lebe der Feldmarschall unter den Doktors, Kollege Heim!“

\*

Auf den Kasus kommt es an. Die Eitlen lieben den Nominativus, die Efelente den Genetivus, die Armen den Dativus, die Advokaten den Akkusativus, die Verliebten den Vocativus, die Edelleute den Ablativus.

\*

Was man Alles liebt. Lehrerin (in der oberen Klasse eines Mädchenpensionates dozierend): Die Reigungen des Menschen wechseln vielfach mit seinem Lebensalter. Wenn man alt ist, liebt man die Ruhe, die Zurückgezogenheit, den Frieden, dagegen wenn man jung ist, liebt man — nun, Bertha? — Bertha: Den Lieutenant.

**Humoristika**  
aus dem Verlag der  
**Deutschen Verlags-Anstalt**  
vormals Eduard Hallberger  
in **Stuttgart** und **Leipzig**.

**Münchhausen's** Abenteuer u. Reisen, illustr. v. **Gustav Doré**. M. 9.  
— **van Dewall**, Aus meinen Kadettenjahren, illustr. v. **Othello**. M. 3.  
— **van Dewall**, Kadettengeschichten, illustrirt von **Othello**. M. 4.  
— **Lindau**, Die kranke Köchin, illustrirt von **Ehrentraut**. M. 4.  
Sämmtlich fein gebunden. — **Busch**, Hans Huckebein, der Unglücksrabe, das Pusterrohr, das Bad am Samstag Abend. **Carl**. M. 3. — **Busch**, Die kühne Müllerstochter, der Schreihals, die Prise. **Carl**. M. 2.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.